

Neuer Vorwärts

Sozialdemokratisches Wochenblatt

Nr. 79 SONNTAG, 16. Dez. 1934

Aus dem Inhalt:
Geheimgeschichte des 3. Reichs
Harmonie zwischen Diktatur
und Kapital
Roms Bannstrahl gegen Sterili-
sierung
Die Rebellion der Dirigenten

Verlag: Karlsbad, Haus „Graphia“ — Preise und Bezugsbedingungen siehe Beiblatt letzte Seite

Was kommt nach Hitler?

Die Sozialdemokratie — die Hoffnung des Volkes

Ein neuer Tobsuchtsanfall des Systems scheint bevorzustehen. Sehr ernsthafte Beobachter sagen ihm für die Zeit nach der Saarabstimmung voraus, die Nervosität in der regierenden Clique ist unverkennbar. Jeder sieht im anderen den Todfeind und fürchtet von ihm den Dolchstoß in den Rücken. Sie belauern einander, voll Furcht und voll intimen Haß auf die Mitverbrecher. Der Umgestaltungsprozeß des Systems züchtet täglich neuen Haß. Aus der Zahl der arrivierten braunen Bonzen fliegt einer nach dem anderen zurück ins Nichts. Die ganz oben setzen den Fuß auf die Mitarbeiter von gestern und heute, die sie opfern, um sich selbst zu behaupten. Die Liste wird immer länger. Brückner aus Breslau, Gottfried Feder, Hans Frank, Rauschnig in Danzig, dazu die Masse der kleineren Bonzen.

Es ist das innere Gesetz dieses Systems, daß es niemals zur Stabilität gelangen kann, sondern sich immerfort selbst innerlich zerfleischen muß. Wenn das ganze Volk zu ihren Füßen liegen würde, geknebelt, hoffnungslos, restlos verstimmt, so würden sie dennoch nicht zur Ruhe kommen. Nicht nur die Struktur des Systems, sondern auch die Furcht, geboren aus der Größe des Verbrechens, und die innere Gemeinheit der Spitzen des Systems gebiert immer wieder neue Kämpfe, neue Tobsuchtsanfälle, neuen Terror.

Aber das Volk ist nicht restlos verstummt — und das verstärkt die terroristischen Neigungen des Systems. Immer aufs neue kämpfen sie an gegen Miesmacherei, Unzufriedenheit, Mißtrauen. Sie rasen öffentlich über nörgelnde Kritik, Sabotage, Gerüchte, Lüge und Gemeinheit. Bald versuchen sie, die Stimmung für sich mit propagandistischen Kunststücken zu halten. Göbbels' Tag der nationalen Solidarität — bald glauben sie, durch Massenverhaftungen, durch Verfolgung der unbeugbaren und unbesiegbaren Opposition die Wandlung im Denken des Volkes aufzuhalten.

Ihre Polizei und ihre Spitzel sagen ihnen genug über Miesmacher, über das Murren im Volke, über die geheime Arbeit der Opposition. Aber die dem System wahrhaft gefährliche Wandlung im Denken des Volkes ist die, die sie nicht erkennen, die sie nur voll Furcht ahnen können! Dies System hat einst den Anspruch erhoben, daß es mit dem Volke verbunden sei wie kein anderes System. Es war eine Propagandalüge, eine groteske Selbstenttäuschung. Sie reden sich heute noch ein, daß sie dem Volke ganz nahe seien — aber sie sind unendlich weit von ihm entfernt. Es ist wie bei den Sammlungen am Tag der nationalen Solidarität. Göring und Göbbels gingen mit der Sammelbüchse ins Volk — will sagen unter das Publikum vor dem Hotel Adlon Unter den Linden. Aber selbst von diesem Volk trennte sie eine undurchdringbare Kette von SS-Leuten! Das Volk, zu dem sie reden, und das sie aufmarschieren lassen, ist nur maskiert, auch wenn es in Masse auftritt. Was sich in der Masse vollzieht, wenn sie nicht versammelt ist und der Massensuggestion unterliegt, das sagt ihnen kein Spitzelbericht und kein Gestapo.

Wir wissen es! Denn je deutlicher sich die Volksferne des Systems abzeichnet, desto stärker wird unsere

lebendige Verbindung mit dem Volke. Der Göbbels redet von der »Emigrantenpresse«, er hat sich mit dem »Volk« vorm Adlon getröstet, er hat es beschworen gegen die »Emigrantenpresse«. Wie oft hat er uns totgesagt! Aber jetzt redet er ein ums andere Mal von uns, und er redet, weil er sich fürchtet. Wir, die Emigranten, wir hoffen und fühlen mit dem Volke, er und seine Spießgesellen aber sind die wahren Fremdlinge, und sie werden dem Volke immer fremder und feindlicher werden. Was wissen sie davon, wie sie und ihre Taten auf das Volk wirken! Uns aber sagt man es mit aller Aufrichtigkeit. Denn wir gewinnen immer stärker, was sie niemals wahrhaft besessen haben: Vertrauen! Es geht eine stille Wandlung im Volke vor sich, ein Erwachen und eine Wiederkehr der Vernunft. Es ist nicht nur die reine Gegnerschaft gegen das System und seinen Druck — die Hoffnungen auf eine bessere Zukunft haben vielmehr bereits einen positiven An-

haltspunkt gefunden, und dieser Anhaltspunkt sind wir!

Nach der Errichtung der Hitlerdiktatur bedeutete ein Sozialdemokrat in Deutschland nichts mehr. Er war in den Augen breiter Massen ein geschlagener und erledigter Mann, mitsamt seiner Partei restlos überfahren von der nationalsozialistischen Revolution.

Heute ist das ganz anders! Heute ist der Sozialdemokrat wieder angesehen, geachtet — und gesucht. Wenn die Bevölkerung aus allen Schichten ernüchert aufblickt, sieht sie, daß die Sozialdemokraten noch da sind. Sie fühlt nicht nur, daß unsere Arbeit weitergeht, sie erblickt auch viele, die aufrecht geblieben sind. In ihnen sucht sie politische und wirtschaftliche Vernunft gegenüber dem Wahnsinn des Systems. Sie nimmt sie als Garantie einer besseren Zukunft: Die Sozialdemokratie ist auf dem Wege, das Vertrauen des Volkes aufs neue zu gewinnen. Zu ihren Anhängern sprechen die Enttäuschten aufrichtig. Bei ihnen

suchen sie Rat und Halt, ihnen drücken sie wahrhaft die Hand.

Wir nehmen diesen Prozeß als eine ungeheure Verpflichtung. Er geht still und langsam vor sich. Er ist nicht mit programmatischen Formeln und Schlagwörtern zu fassen — aber in diesem Prozeß wächst eine große bewegende Kraft für die Zukunft heran. Dieser Prozeß ist weiter vorgeschritten als das System weiß und fürchtet!

Es redet von »nationaler Solidarität« — aber die wahre Volkssolidarität erwächst in der Gegnerschaft gegen das System!

Die große Wiederkehr der Vernunft ist im Gange, und wir werden alles tun, um sie zu stärken. Von unten auf entsteht neue Volkskraft, die um Freiheit und Vernunft ringt. Diese Kraft ist auf die Dauer weder durch den Terror, noch durch Massensuggestion, noch durch Propagandakunststücke zu fesseln. Es ist noch ein langsames, langsames Schreiten. Aber es ist unerbittlich!

SS zerreißt Göbbels den Anzug

Dichter Ring, einsame Insel — und dennoch Fetzen

Am Tag der »nationalen Solidarität« sind schöne Bilder trauriger Volksgemeinschaft gestellt worden. Die prominenten Sammler waren von SS- und Polizeiketten so dicht umgeben, daß die stürmische Liebe ihrer Untertanen nur wie fernes Gesäusel zu ihnen drang. Die »Deutsche Allgemeine Zeitung« schildert das so:

»Wir versuchen durch die dichte Kette der SS-Leute durchzurutschen, um zu Ministerpräsident Göring zu gelangen, der auf der rechten Seite des Adlonsammelt. Aufgepaßt! Durch! Er steht in Uniform mit dem Pour le Merite. Wir werden einfach weggedrängt, so, wie wir hingedrängt worden sind. Hinter der Menschenmenge aber, die wir zu umgeben trachten, fängt uns Oberleutnant Brückner, der persönliche Adjutant des Führers ab.«

Und nun — auf zu Göbbels!

»Während vor dem Hotel die Menge wie eine Mauer stand, bewegte sich Dr. Göbbels, wie eine Insel von einem kleinen unzerreißbaren Ring von SS-Männern umgeben, in dem Raum zwischen Adlon und Brandenburger Tor. Von Zeit zu Zeit hielt er eine Beratung mit Herrn Hanke vom Propagandaministerium, entwarf einen strategischen Plan und verlegte dann in Zusammenarbeit mit der Polizei seine SS-Insel bald in die Richtung nach der französischen Botschaft, bald nach der andern Seite.«

Als aber Göbbels von der Sammelgenug hatte, erkletterte er den ersten Stock des Adlons, trat ans Fenster und sprach, wie der »Völkische Beobachter« berichtet, vom sichern Port aus zu der erstaunten Menge also:

»Ihr habt mir da unten meinen ganzen Anzug zerrissen!«

Zu einem Mitarbeiter des »Völkischen« äußerte er sich zum Ueberfluß noch:

»Das hätten die Emigranten mal sehen sollen, die heute morgen in ihren Zeitungen sagten, wir wären hier von 300 Kriminalbeamten umgeben.«

Die Emigranten hören und staunen. »Unzerreißbarer Ring von SS-Männern« — »SS-Insel« — »Zusammenarbeit mit der Polizei« — und dennoch den Anzug zerrissen? Haben das die SS-Männer selbst getan oder war's eine Wollstra-Hose, die vor Angst geplatzt ist?

Hitler über Feder

Im achten Kapitel des Buches »Mein Kampf« schildert Hitler den Beginn seiner politischen Tätigkeit. Endlose Pläne gingen im März 1919 durch seinen Kopf. Das Ende jeder Erwägung sei jedoch die nüchterne Feststellung gewesen, daß er — Hitler — als Namenloser selbst nicht die geringste Voraussetzung zu irgend einem zweckmäßigen Handeln besessen habe. Etwa im Mai 1919 habe er dann an einem Kurs für Angehörige der Wehrmacht teilgenommen, der den Teilnehmern bestimmte Grundlagen staatsbürgerlichen Denkens liefern sollte. Hitler bekennt, daß er sich bis dahin mit wirtschaftlichen Problemen nur insoweit beschäftigt habe, als diese soziale Fragen berührten. In diesem Kurs aber kam ihm die Erleuchtung. Einer der Vortragenden war Gottfried Feder. Ueber ihn sagt Hitler (auf Seite 229, I. Bd. »Mein Kampf«, 12. Auflage 1933):

»Zum erstenmal in meinem Leben vernahm ich eine prinzipielle Auseinandersetzung mit dem internationalen Börsen- und Leihkapital. Nachdem ich den ersten Vortrag Feders angehört hatte, zuckte mir auch sofort der Gedanke durch den Kopf, nun den Weg zu einer der wesentlichsten Voraussetzungen zur Gründung einer neuen Partei gefunden zu haben.

Das Verdienst Feders beruht in meinen Augen darin, mit rücksichtsloser Brutalität den ebenso spekulativen wie volkswirtschaftlichen Charakter des Börsen- und Leihkapitals festgelegt, seine uralte Voraussetzung des Zinses aber bloßgelegt zu haben. Seine Ausführungen waren in allen grundsätzlichen Fragen so richtig, daß die Kritiker derselben von vorneherein weniger die theoretische Richtigkeit der Idee bestritten, als vielmehr die praktische Möglichkeit ihrer Durchführung anzweifeln. Allein, was so in den Augen anderer eine Schwäche der Federschen Darlegungen war, bildete in den meinen ihre Stärke.«

Man lese die beiden Sätze aufmerksam und denke dabei, daß es heute umgekehrt ist. Auch in den Augen Hitlers sind jetzt die Ideen Feders Illusionen. Sie sind ihm bei der Verständigung mit dem Kapitalismus im Wege. Deshalb fort mit diesen Ideen, fort mit ihrem Träger!

Ganz freiwillig

Die sächsischen Beamten haben neuerdings einen Spendenschein bekommen, auf dem sie bescheinigen müssen, daß sie mit allen freiwilligen Abzügen einverstanden sind und keinerlei Kontrolle über Verwendung der Gelder fordern. Dieser Schein hat nachstehenden Text:

Spendenschein.
Ich beteilige mich freiwillig an dem Beamten-Opferwerk Sachsen für die Dauer seines Bestehens. Ich bescheinige, daß ich dazu nicht gezwungen oder gedrängt worden bin, sondern lediglich neben sonstigen Spenden ein Opfer bringen will.

Den monatlichen Betrag setze ich auf RM. (ungefähr ein 1/2 Prozent meines Brutto-Einkommens) fest und verpflichte mich, ihn unaufgefordert abzuführen.

Ueber den Einzug sowie Verwendung des Geldes bin ich unterrichtet und ich überlasse alles weitere dem Gauamtsleiter bzw. Gauwart von Sachsen.

Name
Stand
Beschäftigungsamt
Ort
Geworben durch
Beschäftigungsamt und Stelle

Nun kann sich jeder vorstellen, was mit einem Beamten oder Angestellten geschieht, der diesen Zettel unausgefüllt zurückgibt, sich also nicht freiwillig zu dem bereits vorgeschriebenen freiwilligen Abzug von einem halben Prozent seines Monatsgehältes neben den anderen Spenden, die ihm ebenfalls freiwillig abgezogen werden, bereit erklärt.

Denn abgesehen davon, daß der Zellenwart unausgefüllte Zettel gar nicht zurücknimmt, ebenso keine, die in ablehnendem Sinne ausgefüllt sind, würde der Zellenwart sofort jeden Beamten und Angestellten, der es wagen würde, sich von der Sammlung auszuschließen, der vorgesetzten Dienstbehörde und der Kreisleitung der NSDAP melden. Die Folge wäre ein strenges Verhör des Beamten und eventuell seine sofortige Entlassung.

Was mit den Abzügen geschieht, darf sie nicht interessieren. Fragen sind verboten. Dafür flüstert man sich die großen und kleinen Korruptionsfälle zu.

Rom gegen »Kreuz und Adler«

Der Schlag gegen die Brückenbauer zum Dritten Reich.

Das Deutsche Nachrichtenbüro glaubte dieser Tage, die »Greuelpropaganda« der Nicht-Gleichgeschalteten wieder einmal dadurch festnageln zu dürfen, daß es amtlich bestritt, daß die beiden nazifreundlichen katholischen Theologieprofessoren Eschweiler und Barion an der theologischen Lehranstalt zu Braunsberg von der Kurie gemäßregelt worden seien, wie außerhalb des Regimes — unter anderem auch von uns — behauptet worden war. Die Angelegenheit hat sich jetzt geklärt — leider nur nicht zugunsten des Hiltierschen Dementis! Die beiden Professoren amtieren nämlich in Braunsberg bei den eigenartigen Verhältnissen der dortigen Priesterausbildungsstätte in doppelter Funktion: als staatliche Lehrbeauftragte und (in ihrer anderen Eigenschaft) als der Kirchendisziplin unterworfenen Theologen. Ihrer staatlichen Funktion konnte die Kurie keinen der Herren entkleiden; soweit hat das reichsdeutsche Nachrichtenbüro recht. Aber die Kirche hat jetzt, wie ein Braunsberger Gegendementi gegen die Erklärung der reichsdeutschen Stelle ausdrücklich feststellt, den beiden Dozenten nicht nur die sogenannte *missio canonica*, die kirchliche Legitimation, in staatlicher Funktion Lehrer der Theologie zu sein, entzogen, so daß das Anhören ihrer Vorlesungen die Exkommunikation des Hörers nach sich zieht, sondern die Kurie hat gegen beide als Geistliche auch die *suspensio a divinis*, die noch viel stärkere Form kuraler Mißbilligung, ausgesprochen. Sie dürfen keine priesterliche Funktion mehr rechtmäßig vornehmen. Nicht nur ihre Eigenschaft als Lehrer, sondern auch ihre höhere »übernatürliche« Priesterwürde ist ihnen genommen worden!

Wie man weiter erfährt, hat Professor Barion sich bereits »üblicherweise« (»laudabiliter«) unterworfen. Dagegen hat Eschweiler, gegen den die Kurie zum direkten Einschreiten sein Gutachten benutzte, in dem er die Sterilisierungsgesetzgebung des Dritten Reiches als vereinbar mit der katholischen Sittenlehre erklärt hatte, einen Brief nach Rom geschrieben, in dem er die Aufhebung seiner Suspension ohne Widerruf verlangte. Eschweiler hat auch die Professoren der Braunsberger Akademie neuerdings auf Hitler vereidigt.

Die nichtgleichgeschaltete, deutsch geschriebene katholische Presse (so vor allem der in Oesterreich erscheinende »Christliche Ständestaat«), ist sich darüber einig, daß das Vorgehen der Kurie gegen die beiden Professoren prinzipiell eine Manifestation der Gesamtkirche gegen den sogenannten Papen-Katholizismus darstelle und nur so in seiner Schärfe verstanden werden könne.

Die Kirche trifft mit dem Offensivstoß die ganze Richtung der Bewegung »Kreuz und Adler« in extremen politischen Kreisen des Katholizismus, angeführt von Professor Karl Schmitt und propagandiert eben von Eschweiler und Barion, die ihre Versuche, Hitlerprinzipien und katholische Tradition in Glaube, Lehre und politischer Praxis miteinander zu kopulieren, als »Brückenbau« firmieren läßt. Papens »Katholische Vereinigung«, die dieser Zielsetzung unmittelbar dienen sollte, ist bereits von den Verhältnissen und Entwicklungen in Deutschland selbst längst torpediert worden. Nun wurde das Chirurgennmesser auch an die Theorie angelegt...

Laren — ein Mißgriff!

Der holländische Justizminister bedauert ihn.

In der holländischen Zweiten Kammer wurde bei der Beratung des Justizetats noch einmal der traurige Fall Laren, die im Frühjahr erfolgte Auslieferung von vier jungen Linkssozialisten an die Rachejustiz des Dritten Reichs, in aller Breite aufgerollt. Es interpellierten für die Demokraten Frau Bakker-Nort, für die Linkssozialisten Abg. Sneevliet, für die Sozialdemokraten der greise Genosse Vliegen. In ihren Darlegungen spielte besonders die Erklärung des jungen Hans Goldstein eine Rolle, des einzigen der Vier, dem es gelungen ist, den deutschen Schergen nochmals zu entkommen. Sie ergibt, daß die an sich höchst unwahrscheinliche Behauptung des Bürgermeisters von Laren, wonach die vier Ausgewiesenen gegen ihre Auslieferung an Deutschland nicht protestiert hätten, den Tatsachen nicht entspricht.

Der Justizminister van Schaik, ein persönlich wohlwollender Herr, tat das Vernünftigste, was er tun konnte: er sprach sein Bedauern über den unseeligen Verlauf der Sache aus. Er betonte ausdrücklich, daß die Regierung keinerlei Befehl gegeben habe, die Ausweisung über die deutsche

Die Offensive der »Kriegsfreiwilligen von 1914-15«

Der ernste Hintergrund einer satirischen Zeitschrift

Stauend nahmen wir kürzlich die Mitteilung zur Kenntnis, daß in Deutschland — im heutigen, auf unbedingter Autorität beruhendem Deutschland! — eine satirische Zeitschrift herauskommt, die in herzhafte-lustiger Weise Schwächen des Systems bloßstellen will. Diese Zeitung erscheint tatsächlich und trägt den merkwürdigen Namen »Wir Kriegsfreiwilligen von 1914-15«. Das ist an sich schon sensationell. Doch noch interessanter wird die Sache, wenn man erfährt, daß diese Zeitschrift gar nicht neu ist, sondern schon länger als ein Jahr erscheint! Und doch hat man von ihr nichts erfahren. Also, muß sie im gewissen Sinne unterirdisch gewesen sein. Trotzdem war sie legal! In der Nummer 31 ist folgender bemerkenswerter Satz zu lesen:

»Wir von 14-15 kommen diesmal, fast auf den Tag 20 Jahre nachher, als eine feste Gemeinschaft, die sich schon seit mehr als einem Jahr um diese Zeitschrift zusammengefunden hat, wir sind unter uns ausgerichtet und im Gleichschritt will unsere Kolonne jetzt vormarschieren in die Öffentlichkeit.«

Sehen wir uns nur eine Nummer näher an. Gleich am Kopf kriegt die Hitlerjugend einen Klaps: »Alles mal herböhen! Auch die Hitlerjugend!« Bezeichnend die Anrede: »Sehr verkehrte Mili-Teersoldaten!« Das hört sich an wie eine Verspottung des Frontgedanken. Nein, diesem Gedanken will die Zeitschrift (wie sie ihn versteht!) im Gegenteil gerade dienen und so fragt sie: »Sagt mal, liebe Leute, was versteht Ihr eigentlich unter »Geist der Front«? Zunächst äußert sich dieser Geist der Front nämlich darin, daß man nicht soviel von ihm spricht, sondern danach handelt! Gersprochen wird aber heute sehr viel davon. Viel zu viel.« Die Kriegsfreiwilligen machen sich lustig darüber und meinen blässig:

»Eine Nation kann nicht dauernd mit »Achtung, Augen rechts« im Parademarsch marschieren. Es muß auch mal das Kommando kommen: »Ohne Tritte. Und dies Kommando wollen wir euch geben, dazu sind wir mit dieser Nummer unter euch erschienen. Dieser geradezu verkrampfte Zustand des dauernden geistigen Strammstehens muß aufgelockert werden und wir Kriegsfreiwilligen sind auf der Bildfläche erschienen, um zunächst mal in alter Feldfrische unseren Kantus anzustimmen: »O, was hab ich da gelacht, Truderiderallala, als ich diese Dinge sah, Oho, Oha...«

Diese Stellen sind ganz dick hervorgehoben und der Spott auf das verkalkte Preußentum ist grenzenlos. Und dann heißt es: »Wir Kriegsfreiwilligen wollen euch jungen Kameraden ein anderes Bild vom Frontsoldaten geben.«

Grenze zu vollziehen; lediglich der Bürgermeister von Laren habe geglaubt, das Gesetz über den Aufenthalt in Holland so auslegen zu müssen. Ausdrücklich gestand der Minister zu, daß der Bürgermeister tatsächlichen Anlaß gehabt hätte, anders zu handeln, wofür die Ausgewiesenen politische Bedenken gegen ihre Ausweisung nach Deutschland geltend gemacht hätten. Ueber die Frage, ob dies geschehen sei, äußerte der Minister sich sehr vorsichtig: es sei ihm nicht geglückt, sich darüber nähere Information zu verschaffen. Wohl stehe fest, daß die jungen Leute gegenüber den sie zur Grenze eskortierenden Beamten Protest erhoben hätten; aber diese hätten nur ihren Auftrag auszuführen gehabt.

Auf einen Zwischenruf des Gen. Vliegen bezeichnete es der Minister auch als wenig glückliche Maßnahme, daß man die jungen Leute gefesselt zur Grenze gebracht habe. — Es bleibe, so schloß er, im ganzen Falle etwas Unbefriedigendes. Er teilte die Meinung Vliögens, daß in Zukunft derartige Vorkommnisse vermieden werden müssen. Deshalb werde er sich künftig in allen Fällen politischer Ausweisung die persönliche Entscheidung vorbehalten. Es liege im nationalen Interesse, daß bei der Anwendung des Fremdenrechtes jede Willkür, ja selbst der Schein der Willkür unterbleibe.

Nach dieser Erklärung darf man die sichere Hoffnung hegen, daß der Fall Laren in Holland der einzige seiner Art bleiben wird. Die Aufrüttelung der öffentlichen Meinung, zumal in Holland selber, wo man bis tief in das Bürgertum hinein in diesem Fall eine Verletzung der alten freiheitlichen Tradition des Landes sah, ist nicht ohne Erfolg geblieben.

»Von »O, Krieg, o, Sieg, hurra, hurra, Viktoria!« wollen wir Euch nichts erzählen und auch Ihr sollt in diesem Ton nicht mit uns reden, Ihr sollt nicht immer gleich »Deutschland rettete« wollen.«

Überhaupt seid Ihr gar keine jungen Menschen mehr, meinen die Kriegsfreiwilligen. Wenn man Eure Zeitungen liest, denkt man, Ihr müßt Deutschland ganz alleine retten! Im übrigen haben die aus dem Unterstand hervorgekrochenen Kriegsfreiwilligen — sie reden so von sich — die Hoffnung aufgegeben, in der Presse ein getreues Spiegelbild deutschen Lebens zu suchen. Die Kriegsfreiwilligen meinen, mancher habe Luther mißverstanden, denn der sagte nicht, »man muß dem Volke aufs Maul schauen«, sondern aufs Maul schauen, und das ist ein Unterschied! Der Führerkult von heute wird — mit auffälliger Bezugnahme auf Rosenberg und Ley — von den Kriegsfreiwilligen besonders unter Feuer genommen. Die Dinger sitzen aber wirklich. In alter Frontfrische möchte man da sagen: »Mensch, Meier, tritt Dir nur nicht auf den Schlippe.«

»Wenn einige hundert Volksgenossen abfahrenden Führern Gruß und Dank nachwinken, dann sieht der neue Reporter darin »Bekennnis, Hingabe, Einsatz für den Kampf«. Gut gebrüllt, Löwe! Aber da möchte man doch gleich mit 1000 Worten Frontdeutsch darzwischenfahren.«

Mit einem scharfen Hieb auf den Verdeutschungssimmel heißt es: es sind weniger die Fremdwörter als die großen Worte in der deutschen Sprache, die uns Sorge machen.

Schließlich ist ein geharnischter Artikel gegen den Kameradschaftszwang in Studentenhäusern in der Nummer 31 zu lesen. Zwischen-durch ganz ernste Abschnitte, aber alle haben sie militärische Bedeutung, militärischen Sinn und militärische Absichten. Alles ist Frontsprache, und unter anderem kommt dieser Satz vor: »Wir wurden im Verlauf des Krieges in härtester Auslese Offiziere und Unteroffiziere, aber wir blieben das, was der Krieg aus uns gemacht hatte: Frontschweine, immer mit unseren Leuten verbunden, »und nach hinten« ausschlagend. »Hinter« sitzt mancher hohe Herr mit viel Lametta am Kragen.« Durch die Illegalität haben wir inzwischen Lesen gelernt. Was steht da alles in dieser Zeitschrift! Nicht mehr und nicht weniger, als daß der Nationalsozialismus selbst auf dem Gebiet, wo er seine größte Stärke liegen sieht und seine Existenz herleitet, also auf dem Gebiet des Militarismus und dem Gedanken des Frontsoldaten, eine lächerliche Figur darstellt. Alle seine Prinzipien, vom Exerzieren bis zum sterilen Führerprinzip sind vom Standpunkt moderner Wehrhaftigkeit kindisch und albern. Die

Reichswehr hat Angst, den nächsten Krieg zu verlieren, und schickt nun die Kriegsfreiwilligen vor, um die Herren mit den tausend Orden und siebenhundert Uniformen davon in Kenntnis zu setzen, daß sich auf dem Gebiet der Wehrhaftigkeit einiges verändert hat.

Das ist der ernste Hintergrund dieser lustigen Zeitschrift. Die Vermutungen, daß hinter ihr Reichswehrkreise stehen, sind hundertprozentig berechtigt. Alles spricht dafür — vor allem die Tatsache, daß diese Zeitschrift noch immer erscheint. Es muß eine Macht dahinter sein. Das deutsche Regime kann sich nicht freiwillig, wie das russische, eine solche Satyre leisten. Es liefert zwar, wie kein anderes Land, unerhört viel Material für sie, aber selbst satyrische Kritik kann sich nur eine solche Diktatur leisten, die außer Terrorakten und Blödsinn auch einige Leistungen aufzuweisen hat. Schon allein darum ist jeder Vergleich mit Rußland falsch. Für den Nationalsozialismus ist ein solches Ventil untragbar. Man muß daher annehmen, daß dieses Ventil wider seinen Willen geöffnet wurde, mit der Absicht, nicht nur überschüssigen Druck, sondern den ganzen restlichen Nationalsozialismus auspuffen zu lassen.

Offenbar waren die »Kriegsfreiwilligen« früher eine interne Reichswehrzeitung, die nun jetzt versucht, an die Massen heranzukommen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß diese Zeitung großen Anklang findet und bald die größte Auflage haben wird. Ganz gewiß trägt sie bei zur Zersetzung des Systems — aber sie wird zunächst auch noch die revolutionären Gruppen, die sich inzwischen gebildet haben, auflockern können, wenn wir nicht von Anfang an klar und entschieden herausstellen, daß die Kriegsfreiwilligen nicht für unsere Freiheit, sondern lediglich um eine den Erfordernissen des modernen Krieges entsprechende Staatsform ringen!

Die Offensive der Kriegsfreiwilligen, das ist die Offensive der Reichswehr! Heute mit satyrischen Kanonenschüssen gegen das Regime, morgen vielleicht sogar mit richtigen... aber übermorgen ganz bestimmt mit richtigen, wenn wir nach unserer eigenen Freiheit greifen wollen!

Die erste Dezemberrummer von »Wir Kriegsfreiwilligen« ist auf dringendes Ersuchen des Propagandaministeriums beschlagnahmt worden. Vorher wurde eine Nummer der »Times« in Deutschland beschlagnahmt, die neben Berichten über den Kirchenstreit und bevorstehende Differenzen zwischen Reichswehr und SS Auszüge aus dieser Nummer enthielt.

Zurück zum Agrarstaat?

Der Bankrott der Hitler'schen Landhilfe

Die Münchener »Medizinische Wochenschrift«, eine der maßgebenden ärztlichen Fachzeitschriften in Deutschland, ist dermaßen gleichgeschaltet, daß die Redaktion in der letzten Nummer (Nr. 48 vom 29. November) glaubte, zum Prager Universitätskonflikt noch ein nationalistisches Sonderleg zu müssen, und daß sie in einem von keinerlei Sachwissen getriebenen saftigen Artikel das tschechische »Zigeunervolk« in edlem Sängerkettstreit mit dem ja auch in München erscheinenden »Völkischen Beobachter« anspricht. Wir zitieren also sicherlich einen Kronzeugen des Dritten Reiches selbst und zugleich den Fachmann, der es wissen muß, wenn wir darauf hinweisen, was diese Ausgabe der »Medizinischen Wochenschrift« kurz und knapp über die geradezu verheerenden volksgesundheitlichen Folgen der Landhilfe, dieses Rekonvaleszenzstückes des Hitlersystems auf sozialem Gebiet, feststellt. Das Fachblatt sagt:

»Die Landkrankenkassen klagen über sinkende Beitragseinnahmen und steigende Ausgaben. Als Erklärung für diesen eine ungünstige Entwicklung des Jahres 1933 im Jahr 1934 fortsetzenden Mißstand wird die Rückwanderung aus der Stadt angegeben. Diese arbeitslosen Städter werden auf dem Lande nur ganz gering entlohnt und zahlen dementsprechend niedrige Beiträge. Für die Krankenkassen sind sie aber schlechte Risiken, weil sie bei der ungewohnten Landarbeit leichter erkranken.«

Neben der Behauptung, daß es in Hitlerdeutschland »keine Proletarier mehr gebe,

spielt im nationalsozialistischen Jargon die andere schöne Weisheit eine führende Rolle, daß die Deutschen »wieder ein Bauernvolk werden« sollten. Damit diese Zurückschraubung der deutschen Entwicklung etwa in die Tage der Markgräfin Elisabeth von Thüringen oder Heinrich des Voglers schneller sich entwickle, als normalerweise erwartet werden kann, ist die Landhilfe ja Gesetz im Dritten Reich geworden. Die Zwangsdeportationen städtischer Erwerbsloser auf das platte Land sind bei fast allen deutschen Arbeitsämtern in Schwang; den Großbauern sichern neben Osthilfe, rein agrarischer Zoll- und Preispolitik und dem herrlichen Entschuldigungsverfahren diese Hitlersche Form moderner Sildaverei noch einen Extraprofit, indem der staatliche Zwang sie auch noch mit Arbeitermaterial ziemlich kostenlos versieht. Auf wessen Kosten aber dieser Menschenhandel des Dritten Reiches geht, zeigt oben der medizinische Fachmann! Die großstädtischen Industrieproletarier bezahlen das Experiment nicht nur mit ihren H u n g e r - l ö h n e n, die sogar der gleichgeschaltete medizinische Publizist als solche empfindet, sondern noch dazu mit dem Rest an Gesundheit, den sie sich vielleicht noch durch die Elendsjahre der Weltkrise bisher erhalten hatten. Die sozialen Einrichtungen, wie das Krankenkassenwesen, auf ganz anderen soziologischen Verhältnissen aufgebaut, gehen vor die Hunde; denn bei dem Zustand der Finanzen des Dritten Reiches, das von der Vornahme seiner Einnahmen bis etwa 1935 die zwei Jahre seiner Dauer gelebt hat, kann man sich an den Fingern ausrechnen, wie die Sanierung bankrott gemacht wird.

Segers Amerikafahrt

New York, Anfang Dezember.

Die Reise, die Genosse Gerhart Seger durch die Vereinigten Staaten unternimmt, um zum Kampf gegen das Hitlertum aufzurufen, gestaltet sich, je länger sie dauert, desto mehr zu einem ganz großen Erfolg. Wie groß das Interesse ist, beweist schon der Umstand, daß Seger in New York allein nicht weniger als 16 mal hat sprechen müssen zum Teil in großen überfüllten Sälen. An der Columbia-Universität in New York hielt Seger gleichfalls einen ausgezeichnet besuchten Vortrag.

Von New York reiste Genosse Seger nach Chicago, wo er gleichfalls mehrere Versammlungen abhielt, darunter eine an der dortigen Universität. Seine Propagandafahrt führte ihn weiter nach Cincinnati und nach St. Louis, wo gleichfalls große Versammlungen abgehalten wurden. Seger wurde danach noch einmal nach New York zurückgeholt, um dort in einer Veranstaltung der Foreign Policy Association zu sprechen. Von New York soll er sich im Flugzeug nach Californien begeben, wo er in San Francisco, Los Angeles, und anderen Städten reden soll. Allen seinen Reden hat Seger die These zugrunde gelegt, daß Hitler als der Staatsfeind Nr. 1 von der ganzen Welt betrachtet werden müsse.

Die Zeitungen bringen lange Berichte über diese Versammlungen, in denen zum Teil neben dem Genossen Gerhart Seger auch der Genosse Dr. Julius Deutsch, Führer des österreichischen Schutzbundes, gesprochen hat. Nur allmählich ist bis in das Publikum Amerikas die Nachricht von den Schandtaten des Dritten Reiches gedrungen, Segers eigenes Schicksal, seine Einkerkung, seine verwegene Flucht, die Festsetzung seiner Frau und seines kleinen Töchterchens als Geiseln, sowie ihre endliche Befreiung haben den Amerikanern zum ersten Mal eine plastische Vorstellung von dem gegeben, was heutzutage in Deutschland möglich geworden ist. Dieses Deutschland von heute kann in dem freihetliebenden und gerechtdenkenden amerikanischen Volk auf keine Sympathien rechnen. Das kommende Deutschland der Freiheit und der sozialen Gerechtigkeit wird bei den besten Teilen des großen amerikanischen Volkes Verständnis und Unterstützung finden.

Zweifrontenkrieg gegen Hierl

Zum 1. April 1935 wird der Arbeitsdienst gesperrt. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß dies in erster Linie ein Sieg Schachts ist, der sich für die Aufrüstung nur soweit interessiert, wie sie materieller Natur und also eine Geschäftsmöglichkeit für die von ihm vertretene Industrie ist. Wo sie Unkosten verursacht, die auf Kosten anderer Interessen gehen, rechnet er sehr genau. Ihm wird der Arbeitsdienst also zu teuer.

Das ist die eine Front. Aber noch von einer anderen Seite her dürfte Hierl einige Schwierigkeiten haben: von der Reichswehr. Sie ist selbstverständlich nicht gegen den Arbeitsdienst, der viel wertvoller ist als SA und SS zusammen, und sie denkt über Hierl bestimmt auch anders als sie über Röhm gedacht hat, aber sie möchte den Dienst doch in anderen Formen organisieren. Dieses Bestreben ergibt sich aus den verschiedenen Konzeptionen, die Hierl und die Reichswehr vom zukünftigen Krieg und damit von der gegenwärtigen Ausbildung haben. Hierl ist ein ausgesprochenen Gegner Seektscher Gedankengänge, er hält am Prinzip der Massenheere in wesentlich anderen Formen fest als Seekt. In der Reichswehr lebt von oben bis unten der Gedanke Seekts. Hierl hat wohl nichts gegen die Reichswehr einzuwenden, aber die Reichswehr gegen ihn, weil sie eines Entsprechend vorgebildeten Nachwuchses anstrebt. Z. B. geht ein Kampf darum, wie groß die Arbeitsdienst-Einheiten sein sollen. Hierl will die heutigen beibehalten, von anderer Seite werden kleinere angestrebt. Die »andere Seite« kann nur die Reichswehr sein, die entsprechend ihrer Auffassung vom Bewegungskrieg von morgen solche Ziele verfolgen müßte. Auch wendet sich die Reichswehr gegen den gleichmachenden Zentralismus und legt Wert darauf, daß die Arbeitsdienstkolonnen freiwillig aufgebildet und organisch gewachsene Lebensgemeinschaften und Kameradschaften (Sport-Jugendverbände usw.) nicht auseinandergerissen werden, weil die morgen notwendigen militärischen Einheiten sehr aufeinander abgestimmt und von einer inneren Kameradschaft erfüllt sein müssen.

Das ist die andere Front. Anscheinend ist die Reichswehr auch nicht für die Hierlische Arbeitsdienstpflicht, ganz bestimmt ist sie gegen die allgemeine Wehrpflicht. Immerhin hat sie wohl trotz allem

Die Saarregelung, England und Frankreich

A. S., Genf.

Sehr spät, hoffentlich nicht zu spät, für die psychologische Wirkung hat der Völkerbund die Vorbereitungen für die Saarabstimmung beendet. Man kann aber in diesem Fall sagen: »Was lange währt, wird gut.« Das Dreier-Komitee des Rates hat die strittigen Fragen mit überlegener Diplomatie gelöst und die geschickte Taktik, die Laval und Eden vereint befolgt haben, hat Hitler-Deutschland völlig ausmanövriert.

Zunächst einmal ist es gelungen, die beiden Seiten der Alternative, über die die Saarwähler am 13. Januar zu entscheiden haben werden, völlig auszuarbeiten. Wir sagen bewußt die beiden Seiten, obwohl der Versailler Vertrag drei Abstimmungsmöglichkeiten vorsieht: Anschluß an Deutschland, an Frankreich und Souveränität des Völkerbundes. Der Anschluß an Frankreich fällt aber praktisch-politisch außer Betracht. Die Propaganda für den sogenannten »Status quo« hat bisher unter einem schweren Mißverständnis gelitten. Der Vertrag kennt keinen Status quo. Der Saarwähler hat sich nicht über die Fortdauer des bisherigen Systems auszusprechen, sondern über etwas Neues. War der Völkerbund bisher Treuhänder des Saargebiets, er würde nach einer Abstimmung gegen Hitler-Deutschland zum Souverän. Die Formen der Ausübung dieser Souveränität galt es nun festzusetzen.

Erst jetzt, nachdem das geschehen ist, kann man davon sprechen, daß der Saarwähler weiß, welches die beiden Systeme sind, zwischen denen er zu wählen hat.

Das Ergebnis der Verhandlungen des Dreier-Komitees ist kurz zusammengefaßt, dieses: Unter der Souveränität des Völkerbundes wird die Saarbevölkerung demokratisches Selbstverwaltungsrecht genießen. Die Bürger des Völkerbundsstaates »Saar« werden Bürger eines demokratischen Landes sein. Aus der Erklärung Laval's ergibt sich, daß sie volles Selbstbestimmungsrecht besitzen, das heißt in Zukunft über die Möglichkeit haben werden, auch ihr staatliches Schicksal neu zu entscheiden. Die zweite Volksabstimmung ist damit also praktisch gesichert.

Ueberraschender als dieses nach den Arbeiten des Dreier-Komitees voraussehbare Ergebnis ist die Tatsache, daß es gelungen ist, den Schutz der Saareinwohner englischen und italienischen Truppen, wahrscheinlich unter Zuzug holländischer und schwedischer Kontingente zu übertragen. Die Einigung zwischen Laval und Eden hat Deutschland in eine geradezu groteske Zwangslage gebracht. Es hatte nur mehr die Wahl, dieses Arrangement anzunehmen — oder sich für den Einsatz französischer Truppen auszusprechen! Phantasiebegabte Leute in Genf haben in allen Farben die Wut ausgemalt, in die die Führer der neudeutschen Diplomatie geraten sein werden!

Der politische Hintergrund dieser Wendung der Saarfrage ist zweifellos die neue Phase, in die die britisch-französischen Beziehungen geraten sind.

Anthony Eden, der englische Lordsiegelbewahrer, hat, wie hier bekannt ist, nicht wenig Schwierigkeiten gehabt,

Respekt vor Hierl, der zweifellos ernstzunehmen ist und sich schon früher durch bedeutende militärische Aufsätze bekannt gemacht hat. Gegen die Bestrebungen Schachts war Hierl schon immer im Angriff. Schonungslos sprach er von »liberalistischer Arbeitsauffassung«, die nur vom Profitmachen ausgeht, und einmal sagte er sogar — es klingt fast resigniert —: »Es ist möglich, daß ich auf dem Weg zu meinem Ziele falle, aber es ist völlig ausgeschlossen, daß ich jemals kapituliere.« Interessanterweise ist Hierl ein Schüler Ludendorffs und hat als solcher früher eine führende Rolle im Tannenbergbund gespielt. Man sagt auch, sein erster Führer sei Ludendorff, erst dann käme Hitler. Hierl's Wahlspruch »Mehr sein als scheinen« ist geradezu eine Provokation der nationalsozialistischen Führerschaft und so wird er auch unter ihnen viele Feinde haben. Man macht von ihm auffallend wenig her; am wenigsten verherrlicht, hat er am meisten gearbeitet. Die Sperrung des Arbeitsdienstes kann wohl mit Recht als ein Schlag gegen ihn und sein Ziel gedeutet werden.

sein Kabinett und vor allem Mac Donald für die Vereinbarung mit Laval zu gewinnen. Seit Baldwin aber praktisch immer mehr die oberste Leitung der britischen Politik übernommen hat und Mac Donalds Einfluß sehr gering ist, hat der Wille zur Zusammenarbeit mit Frankreich erhebliche Fortschritte gemacht. Man mag über die Außenpolitik der Labourparty und vor allem des »Daily Herald« der verschiedensten Meinung sein, ein Gutes hat sie zweifellos zur Folge: sie zwingt die englische Regierung, näher an Genf heranzurücken, das heißt, praktisch an Frankreich.

Jedesmal aber, wenn es gelingt, die beiden großen westlichen Demokratien zur außenpolitischen Zusammenarbeit zu bringen, schwenkt Italien gehorsam in die so vorgezeichnete Linie ein. Die Erpresungspolitik des italienischen Faschismus, wie die Kriegspolitik des Nationalsozialismus sind nur solange und soweit möglich, als Differenzen zwischen England und Frankreich bestehen. Die deutsche Kriegsdiplomatie spekuliert auf solche Differenzen. Das war die taktische Linie der wilhelminischen Außenpolitik ebenso wie sie die Leitidee der Hitlerschen Diplomatie

ist, die lang und breit in »Mein Kampf« entwickelt wird.

Nach der Einigung in der Saarfrage, nach dem Hitler zähneknirschend den Einsatz englischer und italienischer Truppen akzeptiert hat — über die näheren Umstände des Transports usw. wird eben jetzt verhandelt — darf man feststellen, daß die Kriegsgefahr um die Saar menschlichem Ermessen nach ausgeschaltet ist. Gegen englische und italienische Truppen würde nur ein Irrsinniger einen Putsch wagen. Nicht so hoffnungsfreudig wird man freilich das beurteilen können, was auf die Saarabstimmung folgen wird.

Es ist kein Zweifel, daß, welches auch das Ergebnis des Saarkampfes sein mag, die deutsche Aufrüstung nachher wiederum in den Vordergrund der internationalen Politik treten wird.

Wenn der letzte Versuch der Rettung des europäischen Friedens, der dann unternommen werden dürfte, gelingen soll, wird alles darauf ankommen, daß die Zusammenarbeit Englands und Frankreichs auch über die Saarabstimmung hinaus fort dauert. Sie ist die europäische Schicksalsfrage. Sie entscheidet über Krieg und Frieden.

Schüsse in Sowjetrußland Hekatomben an Kirows Grabe

Am 1. Dezember wurde der Sekretär der Leningrader Parteiorganisation, Mitglied des Politischen Büros des Kommunistischen Zentralkomitees, Sergej Kirow, in der Nähe seines Arbeitszimmers von einem früheren Angestellten der jetzt abgebauten Arbeiter- und Bauerninspektion, Leonid Nikolajew, ermordet. Dieses Attentat gab das Signal für eine ungeheure Protestbewegung, die jetzt durch ganz Sowjetrußland rollt. Presse, Rundfunk, Versammlungen sind in den Dienst einer Aktion gestellt, die die gesamte Bevölkerung der Sowjetunion aufrufen soll zur erhöhten Wachsamkeit gegen die Feinde des Staates, die seine Festigkeit und Sicherheit bedrohen. Gleichzeitig werden strafverschärfende Maßnahmen gegen Terroristen und Verschwörer verkündet und Mitteilungen über

Massenverurteilungen und -Hinrichtungen bekanntgegeben, die den »eisernen Abwehrwillen« der leitenden Instanzen der Sowjetunion dokumentieren sollen.

Soweit sich die Protestbewegung gegen das Attentat und den Attentäter richtet, fühlt sich das Proletariat aller Länder eins mit den arbeitenden Massen der Sowjetunion. Der ermordete Kirow war ein alter, erprobter Revolutionär, einer von der alten Garde der bolschewistischen Partei, der jahrelang unter dem Zarismus gekämpft und nach dem Sieg der bolschewistischen Revolution hingebungsvoll für den sozialistischen Aufbau in der Sowjetunion gewirkt hat. Seine Ermordung, ganz gleich aus welchen Motiven sie erfolgt ist, mußte deshalb von allen seinen Freunden und Mitarbeitern in der regierenden kommunistischen Schicht als ein Schlag gegen das von ihnen vertretene System empfunden werden.

Wir verstehen ihre Empörung und begreifen den Wunsch, die Sicherheit der Sowjetrepublik mit energischen Maßnahmen vor weißgardistischen Verschwörern und Terroristen zu schützen. Niederdrückend und zum Widerspruch herausfordernd ist aber die Methode, die bei diesen Sicherungsmaßnahmen angewendet wird. Am Abend desselben Tages, an dem Kirow ermordet wurde, nahm das Zentrale Exekutivkomitee der Sowjetunion einen Beschluß an, wonach in Abänderung der bestehenden Strafprozeßordnung in Prozessen gegen terroristische Organisationen und terroristische Handlungen gegen Funktionäre der Sowjetgewalt folgende Bestimmungen zu gelten haben:

1. Die Untersuchung muß binnen 10 Tagen abgeschlossen sein.
2. Die Anklageschrift muß dem Angeklagten 24 Stunden vor der Prozeßverhandlung zugestellt werden.
3. Die Gerichtsverhandlung erfolgt in Abwesenheit der Parteien (d. h. des Angeklagten, des Verteidigers und des Staatsanwalts).
4. Berufung, Revision und Gnadengesuche sind unzulässig.
5. Urteile, die auf das höchste Strafmaß

lauten, sind unverzüglich nach Fällung des Urteils zu vollstrecken.

Wenige Tage nach der Ermordung Kirows erfolgte die Verurteilung und

Erschießung von 37 Personen in Leningrad und von 29 Personen in Moskau.

Gleichzeitig wurden in Alma Ata und Samarkand 8 Todesurteile vollstreckt, die am 21. November gegen Personen gefällt worden waren, die sich terroristischer Akte gegen die Sowjetunion schuldig gemacht haben sollen. Die Moskauer Presse teilt nur die Namen der Ermordeten mit und bemerkt lakonisch, daß sie der Vorbereitung und Organisation von terroristischen Akten gegen Funktionäre der Sowjetgewalt für schuldig befunden wurden, und daß ein großer Teil von ihnen durch Lettland bzw. durch Finnland und Polen in die Sowjetunion »eingedrungen« waren.

Wir zweifeln nicht daran, — und Äußerungen im Moskauer Rundfunk lassen darauf schließen —, daß wir nachträglich recht ausführliche Berichte über eine weitverzweigte terroristische Verschwörung gegen die Führer der Sowjetunion geliefert bekommen.

Aber Anklagematerial, das nach der summarischen Verurteilung und Erschießung der Angeklagten beigelegt wird, verliert viel von seiner Beweiskraft.

Inbesondere wenn derartige Exekutionen nicht während eines wildbewegten Kampfes, wo es um Sein oder Nichtsein geht, erfolgen, sondern in einer Periode, wo die Staatsordnung gefestigt ist und sogar die speziellen Sicherheitsorgane der GPU vor wenigen Monaten aufgelöst werden konnten.

Unter diesen Umständen erscheinen die summarischen Hinrichtungen in der Sowjetunion nicht als notwendig gewordene Sicherungsmaßnahmen, sondern als ein Rückfall in die

terroristische »Schnelljustiz« früherer Jahre, die zur Einschüchterung der Gegner geübt wurde. Es wirkt schmerzlich und niederdrückend zugleich, daß die verantwortlichen Instanzen der Sowjetunion wieder zu den gleichen Methoden greifen, die bereits als überwunden galten. Sie haben damit nur die Agitation jener Kreise gefördert, die in den terroristischen Maßnahmen der Sowjetjustiz ein Zeichen der inneren Schwäche und der Unsicherheit des Sowjetregimes erblicken und daraus neue Impulse für ihre Treibereien gegen die Sowjetunion schöpfen.

Abgesehen von allem Menschlichen und Moralischen, sehen wir in dieser Haltung der Sowjetregierung einen unverzeihlichen politischen Fehler. Die Sowjetunion ist heute, nach ihrem Eintritt in den Völkerbund, einer der wichtigsten Faktoren der europäischen Friedenspolitik, einer der Pfeiler des europäischen Sicherheitssystems, das gegen die Barbarei des Hitlertums aufgerichtet wird. Es ist ein großer Schaden, wenn jetzt in der Welt der Eindruck entsteht, daß der Bolschewismus seinem faschistischen Gegenspieler an Barbarei überbieten will.

Harmonie zwischen Diktatur und Kapital

Das Ende der Stände-Illusion

Leicht macht es der Schacht den nationalsozialistischen Demagogen ja gerade nicht, ihre sozialistischen Phrasen noch an den Mann zu bringen. Jedes Wort, das er spricht, ist ein Bekenntnis zum Kapitalismus, und seine Taten gar räumen mit allen Versprechungen des Hitler und seiner Bande ganz radikal auf.

Da ist zunächst der

»Neuaufbau der deutschen gewerblichen Wirtschaft.«

Aber wer etwa gemeint hat, jetzt käme endlich die berühmte Ständeorganisation, in der die Klassenunterschiede aufgehoben und Arbeiter und Unternehmer in schöner Harmonie die Wirtschaft aus nationalsozialistischem Geist gestalten, der wäre schief gewickelt. Die Wirtschaft wird fachlich und regional gegliedert. Fachlich zerfällt sie in sieben Reichsgruppen: Industrie, Handel, Banken, Versicherungen und Energiewirtschaft. Diese Reichsgruppen teilen sich in Wirtschaftsgruppen und je nach Bedarf in Fachgruppen. Die verschiedenen Untergruppen werden örtlich in Wirtschaftsbezirken zusammengefaßt, deren Bereich dem der Industrie und Handelskammern entspricht. Mit diesen zusammen, sowie mit den Handwerkskammern bilden sie die Wirtschaftskammern der einzelnen Bezirke; der Zahl der Handelskammern entsprechend wird es somit dreizehn Wirtschaftskammern geben. Die Vertreter dieser Wirtschaftskammern bilden mit den Vertretern der Reichsgruppen die Reichswirtschaftskammer. Diese erhält einen Beirat, der sich aus den Leitern der Reichsgruppen und der Hauptgruppen der Industrie, der Wirtschaftskammern und dem Vorstand der Reichswirtschaftskammer, den der Wirtschaftsminister ernannt, zusammensetzt. Dieser Beirat ist das beratende Organ des Ministers in allen Wirtschaftsangelegenheiten.

Was bedeutet das? Nichts anderes, als daß die alten kapitalistischen Unternehmerorganisationen im wesentlichen unverändert bestehen im wesentlichen unverändert bestehen bleiben.

Was jetzt Reichsgruppe der Industrie heißt, hieß eine zeitlang Reichsverband der Industrie und ist nichts anderes als der alte Reichsverband der Industrie. Nur daß jetzt die Unternehmerorganisation noch gestärkt ist dadurch, daß die Zugehörigkeit zu ihr obligatorisch ist. Nur daß diese Unternehmerorganisationen — denn was für die Industrie gilt, gilt ebenso für die Banken, den Handel usw. — jetzt die einzigen Organisationen sind, die ihren gewaltigen Einfluß bei der Gestaltung der Wirtschaftspolitik offiziell in die Waagschale werfen können. Das ist der Skandal! Während die Berufsorganisationen der Unternehmer völlig erhalten bleiben und ihre Funktionen voll erfüllen können ebenso wie die Handelskammern, während ihnen im Dritten Reich die Mitwirkung an der Wirtschaftspolitik offiziell eingeräumt wird,

sind die Arbeiterorganisationen völlig stillgelegt, haben die Arbeiter nur die Pflicht, Beiträge für die nationalsozialistischen Organisationen zu leisten und Kraft durch Freude zu sammeln. Von jeder auch noch so geringer Mitwirkung an der Wirtschaftspolitik sind sie im nationalsozialistischen Reich ausgeschlossen.

Wir wollen gar nicht davon reden, daß in der Republik das Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmerschaft an der Wirtschaftsgestaltung ausdrücklich in der Verfassung festgelegt war, daß im Reichswirtschaftsrat Arbeiter und Unternehmer in gleicher Zahl und Stärke vertreten waren; aber selbst in faschistischen Staaten, in Italien oder Oesterreich, sind die Arbeiterorganisationen mit den Unternehmerorganisationen zu den Korporationen zusammengefaßt, wird ihnen, gefesselt durch die Unterstellung unter die faschistische Parteidiktatur wie sie sind, doch eine Möglichkeit der Betätigung noch gelassen.

Die Wirtschaft zur reinen Domäne der Kapitalisten allein zu erklären, die Schamlosigkeit der Entrechtung der Arbeiter soweit zu treiben,

das ist dem Hitler und seinem Schacht überlassen geblieben!

Der »Neuaufbau« gestattet zugleich Schacht seine persönliche Diktatur über die Wirtschaft noch zu befestigen. Der bisherige »Führer der Wirtschaft«, der Graf von der Goltz verschwindet. Schacht ernannt die Leiter der Reichsgruppen und den Vorstand der Reichswirtschaftskammer. Zunächst hat er den Präsidenten der Industrie- und Handelskammer Hannover Ernst Hecker zum Leiter der Reichswirtschaftskammer ernannt. Der Herr ist Vorsitzender des Aufsichtsrates der Iseder Hütte, ein verlässlicher »alter Kämpfer« des Kapitalismus. Sein Stellvertreter ist der »Professor« Carl Luer, der im Dritten Reich Präsident der Industrie- und Handelskammer in Frankfurt a. M. geworden war und in zahlreichen Reden immer wieder auseinandergesetzt hat, daß der richtig verstandene »deutsche Sozialismus« und der Kapitalismus keine Gegensätze sind.

Jedenfalls zeigt die Besetzung der leitenden Stellen mit Leuten, die nichts anderes sind als reine kapitalistische Interessenvertreter, ebenso wie der Aufbau der Organisation selbst die fortschreitende Verflechtung der kapitalistischen mit der politischen Macht. Nationalsozialistische Diktatur und kapitalistischer Wirtschaftsmarkt sind im Begriffe, unter Führung von Schacht und Hitler zu einer Zweieinigkeit zu werden, der alle »antikapitalistischen« Tendenzen rücksichtslos geopfert werden.

Das Bankgesetz.

Dies zeigt sich auch auf einem anderen Gebiet der Wirtschaft, die Schacht eben »neugeordnet« hat, auf dem des Bankwesens. Man erinnert sich noch der Bankenquote und des Duells, das damals zwischen Schacht und Feder, der noch Staatssekretär im Wirtschaftsministerium war, ausgefochten wurde. Feder kämpfte für seine Brechung der Zinsknechtschaft und vertrat einigermaßen die Sozialisierung der Banken. Schon damals wurde die Niederlage Feders sichtbar und am Siege Schachts, der mit Eifer das Privatbankensystem vertrat, konnte nicht gezweifelt werden. Der Enqueteausschuß hat denn auch in seinem Bericht erklärt, daß die »private Initiative mit eigener Verantwortung die zweckmäßigste Organisation der Kreditinstitute darstellte und »die Wahrung und Wiederherstellung der Etragsfähigkeit des Gewerbes« gefordert. Das eben vom Kabinett erlassene Bankgesetz trägt diesen Grundsätzen voll Rechnung. Von einer Sozialisierung der Banken, von planmäßiger Lenkung des Kredits ist natürlich keine Rede. Nicht einmal die Forderung nach Trennung der Geschäftsbanken von den Depositenbanken, die in diesem Jahre in den Vereinigten Staaten und in Belgien durchgeführt wurde, ist berücksichtigt worden, ebensowenig die der Zerlegung der Großbanken in Regionalbanken. Nur die Reichsaufsicht, die nach der Bankenkrise bereits geschaffen worden war, ist etwas verstärkt und trotz ihres Widerstandes auf die Sparkassen ausgedehnt worden.

Aber gerade dieser Umstand ist bedeutsam. Die finanzielle Hauptsorge der Diktatur bildet ja die ungeheure schwebende Schuld, die sie aufgehäuft hat. Rechnet man die schwebende Schuld des Reiches, der Länder und Gemeinden, die Steuergutscheine und die Arbeitsbeschaffungswechsel zusammen, so kommt man zu einer Summe von etwa 8 Milliarden Mark. Die Fundierung wenigstens eines Teiles dieser Summe ist das heißersehnte Ziel der Finanzpolitik der Diktatur. Deshalb sucht die Diktatur ihre Verfügungsmacht über die Kreditinstitute zu verstärken. Sie sollen ihre Mittel soweit wie möglich für die Aufnahme der Schatzwechsel, der Steuergutscheine und der Arbeitsbeschaffungswechsel zur Verfügung stellen, sie sollen die Reichsanleihen kaufen und die Kurse heben, damit Konversionen und neue Anleihen möglich werden.

Wie die Industrie von allen »sozialistischen Experimenten« geschützt werden soll, dafür aber der Erhaltung der Dikta-

tur und ihrem Machtstreben dienstbar gemacht wird, so werden auch die Banken als privatkapitalistische Organisationen erhalten, ja den in der Krise in die Macht des Staates gefallenen der Weg der Reprivatisierung eröffnet, aber um den Preis, daß sie die Mittel ihrer Kunden der Finanzgebarung der Diktatur zur Verfügung stellen. Und der arme Feder, dem in seiner krausen Vorstellung eine so ganz andere Lösung vorschwebte, wird zur Besiegung des Bundes zwischen Bankenmacht und Diktatur unbarmherzig in die Wüste des dauernden Ruhestandes geschickt.

Schacht triumphiert, denn mit seinem Verfasser hofft er das ganze nationalsozialistische Programm endgültig in den Ruhestand versetzt zu haben.

Der gleichen Sorge um eine Stützung des Anleihemarktes dient auch eine Neu-

Anleihegesetz.

In den nächsten drei Jahren dürfen Aktiengesellschaften nicht mehr als 6 Prozent in bar auszahlen, wenn sie auch vorher nicht mehr als 6 Prozent gegeben haben, und nicht mehr als 8 Prozent, wenn sie früher schon 8 oder mehr Prozent verteilt hatten. Alles, was über 6, respektive 8 Prozent an Dividende ausgeschüttet werden soll, muß der Golddiskontbank, der Tochtergesellschaft der Reichsbank überwiesen werden. Diese wird diese Beträge in Reichsanleihen anlegen, die für die

Es geht immer besser

Die Hamburger Hochbahn-A.G. legt eben ihren Geschäftsbericht für 1933 vor. Daraus ist zu entnehmen, daß die Personenbeförderung der Hochbahn weiter zurückgegangen ist: von 208,6 Millionen Personen im Jahre 1932 auf 194,7 Millionen im Jahr 1933. Das ist eine Verminderung um 8,1 Prozent; die Senkung der Betriebseinnahmen beträgt 12,1 Prozent.

Trotz dieser rückläufigen Entwicklung ist das Personal vermehrt worden: von 8638 auf 9061 Personen. Der Geschäftsbericht enthält zu diesem Vorgang dieses Bekenntnis:

»Die nationalsozialistische Einstellung zu den Interessen des deutschen Volkes im ganzen bedingt, die Frage der Wirtschaftlichkeit der getroffenen Maßnahmen weniger zu betonen.«

Die »nationalsozialistische Einstellung« hat weiter bedingt, daß, obwohl es 453 Mehrbeschäftigte bei der Hochbahn gab,

die Gesamtlohnsumme von 21,69 Millionen RM auf 20,40 Millionen RM, also um 1.290.000 RM zurückgegangen ist.

Dieser erhebliche Rückgang kann nicht anders als durch eine bedeutende Kürzung der Löhne und Gehälter der Angestellten und Arbeiter zustande gekommen sein.

Aber — vielleicht hat diese »nationalsozialistische Einstellung« auch zu einer Kürzung der Dividenden und Tantiemen geführt? Vielleicht ging es der Hochbahn-A.G. wirklich so schlecht, daß sie zu den empfindlichen Lohn- und Gehaltsabsetzungen schreiten mußte? Nein! Der Geschäftsbericht teilt auch noch mit, daß im Jahre 1933 die jährliche Fahrgeldabgabe an den hamburgischen Staat von der nationalsozial-



Kluge Antwort.

Wie gehts in Deutschland?

Wir können uns nicht beklagen.

(Notenkraaker, Amsterdam.)

Fortsetzung der Arbeitsbeschaffung (Hes Rüstungen) verwandt werden. Nach drei Jahren, wenn der erste Abschnitt von Hitlers Fünfjahresplan abgelaufen ist, sollen die Aktionäre die Dividende ausgezahlt bekommen — wenn dann die Anleihen noch einen Wert haben.

Es ist eine ziemlich verzweifelte Maßnahme und da die Anzahl der Gesellschaften, die über 8 Prozent Dividende verschütten können, ziemlich gering geworden ist, so wird der Betrag, der da gewonnen wird, zunächst auf 40 Millionen jährlich geschätzt.

Einen Teil dieses künftig entgehenden Gewinns werden übrigens die Eingeweihten durch umfangreiche Baissespekulationen, die die scharfen Kursrückgänge auf den deutschen Aktienmärkten erkennen lassen, sich bereits gesichert haben.

Aber so sachlich unbedeutend die Maßnahme ist, die ja den Ueberschuß nicht etwa konfisziert, sondern seine Auszahlung nur auf drei Jahre hinauschiebt, so trefflich läßt sie sich für die nationalsozialistische Demagogie ausbeuten. Ist diese »Festsetzung von Höchstdividenden« nicht endlich mal etwas Sozialistisches? Wird nicht den müßigen Kupon-schneidern gezeigt, wie im Dritten Reich Gemeinnutz vor Eigennutz geht? Von 40 Millionen wird nicht geredet und kein Vergleich gezogen werden zwischen dieser Bagatelle und den Milliarden, die durch Kürzung der Löhne, der Arbeitslosenunterstützungen und Sozialrenten für die Politik der Diktatur den Arbeitern erpreßt worden sind. Aber wird die Demagogie auch wirklich noch viel nützen? Uebertönt nicht heute schon die Sprache der Tatsache immer mehr auch die Lautsprecher der Propaganda?

Dr. Richard Kern.

stischen Regierung erlassen worden ist. Dieses Geschenk macht mehr als 2.330.000 RM aus! Außerdem hat die Gesellschaft aus getilgten Dollarbonds infolge der Herabsetzung des Goldwertes des Dollars einen Kuragewinn von 3.870.000 RM eingehelmt.

Es brauchen die Aktionäre keine Kürzung ihrer Dividenden zu befürchten.

Wieder wie im Vorjahre werden 5 Prozent ausgezahlt.

Das sind 4.437.000 RM, von denen mehr als 3 Millionen RM in die Taschen privater Aktionäre fließen, den Restbetrag erhält der hamburgische Staat als Aktionär.

Hätte die hamburgische Regierung nicht auf die dem Staat zustehende Fahrgeldabgabe verzichtet, so würde dem Staat einschließlich des Dividendenanteils mehr als das Doppelte dessen zugeflossen sein, was er jetzt erhält. Doch dann würden die Privatkapitalisten einen wesentlich geringeren Profit erhalten. Und eben das erträgt die »nationalsozialistische Einstellung« nicht.

Ein Kabinettsgesetz

Der Reichsjägermeister hat keine Zeit

Die deutschen Förster schütteln den Kopf über eine Bestimmung im neuen Jagdgesetz. Nämlich, daß in »besonderen Fällen« der Jäger von der Nachsuche befreit und diese von einem Kenner der Revier- und Schußverhältnisse geführt werden kann. So etwas hat es bisher nie gegeben und widerspricht der Ehre eines echten Jägers. Nachsuche ist die Verfolgung eines angeschossenen Wildes. Es muß gefunden werden, damit es nicht irgendwo an der Verwundung elegend krepirt. Jeder Jäger sieht in der Nachsuche eine unbedingte Verpflichtung. Nur Herr Göring nicht. Er hat bei einer Jagd vor einiger Zeit einen Hirsch angeschossen. Nach einiger Zeit wurde ihm die Nachsuche langweilig und er erklärte seiner Gefolgschaft, daß er keine Zeit mehr habe. Da kam er aber bei den hohen Forstbeamten schlecht an. Sie erklärten ihm, daß die Nachsuche stets unter der Führung des Jägers zu stehen habe, der den Fehlschuß abgegeben habe. Göring schob dringende Staatsgeschäfte vor. Darauf erklärte der höchste Forstbeamte, daß er die Nachsuche für den folgenden Morgen 5 Uhr ansetze und sich die Ehre geben werde, den Herrn Reichsforstmeister abzuholen (auf gut deutsch heißt das: »geweckt«). Göring brauste auf und erklärte, wegen dieses Hirschen nicht wichtige Arbeit vernachlässigen zu können und — wenige Tage später kam das neue Jagdgesetz mit der oben zitierten Ausnahmestimmung.

Aus der Geheimgeschichte des Dritten Reichs

„Diese Kerle!“

Von Karl Max.

Ein Dokument ersten Ranges zur eigentlichen, zur Geheimgeschichte des »Dritten Reichs« ist das in der letzten Nummer des »Neuen Vorwärts« ausführlich gewürdigte Geständnis des am 30. Juni um die Ecke gebrachten Berliner Obergruppenführers Ernst, daß er mit ein paar Spießgesellen auf Weisung von Göring und Göbbels den Reichstag angesteckt habe, aber auch der in jenem Artikel gleichfalls erwähnte Brief, in dem der Ernst dem Heines in Breslau von der »Erklärung über die Februargeschichte« Mitteilung macht, auch dieser Brief vom 5. Juni 1934 hat es in sich. Das Bekenntnis des Ernst mühen sich eben die Pressekulis des Göbbels als Fälschung hinzustellen. Vergebene Liebesmüh', die Welt weiß Bescheid! Ebenso wenig wird das Ableugungsmanöver mit dem Brief Ernsts an Heines gelingen, denn dieses Schriftstück offenbart seine Echtheit in jeder Zeile und erst recht zwischen den Zeilen — wer außerhalb der »Bonzokratie« der SA. vermöchte mit dieser Meisterschaft ihre ruppige Tonart und ihre niedrige Gesinnung nachzuahmen!

Man weiß, wer Heines war: ein skrupelloser und blutbesudelter Fehmörder, und man kennt auch Ernst zur Genüge, den ehemaligen Liftboy, der sich rasch in der päderastisch verseuchten SA. zu den höchsten Stellungen »empordiente«, indem er den Ereignissen nicht die Stirn, sondern ihr Gegenteil bot. Entsprechend ist der Ton des Briefes. Zwar mag es ruhig hingehn, daß ein oder zweimal das Wort »Arsch« breit und behaglich ausgeschrieben wird, obwohl es für diese verbreitete Abart brauner Führer einen erotischen Beigeschmack hat; auch Marx und Engels brauchten in ihrer Korrespondenz zuweilen derbe, allzu derbe Ausdrücke, ohne deshalb den Eindruck zu trüben, daß die Briefschreiber gelstig und sittlich hochstehende Menschen waren. Bei den Kraftstoffeleien des Ernst aber entsteht genau der entgegengesetzte Eindruck. Mit dieser gemachten Forsche unterhalten sich Zuhälter; das ist unverfälschter Luden-Jargon; sie möchten, diese betreten und besternten Obergruppenführer mit ihren hohen, blanken Reitstiefeln, gern »zackig« sein und sind nur gemein.

Denn hundsgemein ist ihre Gesinnung. Oft haben allzu wohlwollende Betrachter versucht, den Widerstreit zwischen dem Röhm-Klüngel und den Hitler-Göring-Göbbels, der sich am 30. Juni so blutig entlud, soziologisch auszu-deuten: als Gegensatz zwischen Leuten, die es in einer gewissen Sturheit und Naivität mit dem »Sozialismus« des Nazi-Programms ernst meinten, und den Konjunkturrittern von der traurigen Gestalt, die, konservativ verknöchert, diesen »Sozialismus« längst über Bord geworfen hatten. Also, falls der Begriff nicht zu hochtrabend ist, Weltanschauungsgegensätze! Aber von Weltanschauung oder etwas Ähnlichem verrät der Brief Ernsts auch nicht die Spur einer Spur. Wie bei Gangsters, die sich eifersüchtig belauern und auszurollen trachten, ist alles auf das kleinlichste Persönliche zu-Is gespitzt: Futterneid, Größenwahn, Rachsucht, Haß. Aus dem Schreiben ergeben sich zwei Triebfedern für die »Bewegung« der Röhm-Heines-Ernst gegen die der Hitler-Göring-Göbbels. Röhm, der »Chef«, verzehrt sich in der brennenden Gier, an die Spitze der gesamten deutschen Wehrmacht gestellt zu werden, und kocht vor Wut, daß Göring, wegen seiner wilhelminisch wechselnden Uniformen »der Kleiderständer« geheißt, und Göbbels, »der Lahme« genannt, die Erfüllung dieses seines Herzenswunsches mit allerhand Ränken zu hintertreiben suchen. Was den Ernst gegen den »Lahmen« Gift und Galle spucken läßt, hat noch intimeren und peinlicheren Anstrich. Da die Spatzen von den Dächern pfeifen, daß der Berliner Obergruppenführer eine Zierde nicht nur des »Dritten Reiches«, sondern auch des »dritten Geschlechts«

sei, riet Göbbels ihm dringlich, um den umlaufenden Gerüchten die Spitze abzubringen, zu einer Heirat — mit einer Frau natürlich. Ernst hatte Gründe, diesen Rat zähneknirschend zu befolgen, aber daß der braune Mephistopheles, das merkwürdige junge Eheglück noch mit »dreckigen Anspielungen« versüßte, ergrimmte den Ehemann wider Willen: »Daß der Hund mich damals in die Geschichte hetzte und hinterher noch aufzog, das vergesse ich nicht«. Bei Heines konnte er für seine Schmerzen auf warm brüderliches Verständnis rechnen, denn nicht umsonst nannten die bösen Zungen den Adjutanten des Breslauer Obergruppenführers nicht anders als »Fräulein Schmidt«.

Mit verblüffender Deutlichkeit zeigt der

chelmord zu. »Der Hermann geht aufs Ganze!« Und da die Röhm, Heines und Ernst »auf alles gefaßt« sind, haben sie nur das eine Bedürfnis, »diesen Kerlen zuvorzukommen«. Hei, dann soll, wenn »die Sache richtig knallt«, nach Herzenslust abgerechnet werden. Denkt Ernst an Göbbels, sieht er rot: »Ich persönlich muß den Lahmen bekommen... Den Lahmen schmore ich, das verwehrt mir keiner, nachdem er seine Prügel bekommen hat«. Von Röhm dagegen wird berichtet, er habe nur ein Ziel, »dem Hermann mit der Uniform auch die Haut abzuziehen«. Kurz, »Volksgenossen!«

Daß von Hindenburg und den »alten Knackern aus dem Neudecker Altersverein« mit vollkommener Nichtachtung gesprochen wird, versteht sich am

stellt. Deshalb gilt es, »die beiden« Göring und Göbbels, »von ihm zu trennen. Ihn müssen wir haben, er muß mit uns gehen, dann ist die Geschichte schon richtig«. Es ist genau das widerliche Bild, das die Kamarilla am Hofe Wilhelms II. bot, von der sich bald die eine, bald die andere Clique mühte, den leicht zu Beeinflussenden für ihre trüben Zwecke einzufangen. Aber was in diesem Fall den Röhm und Konsorten als Ziel vorschwebte: »Ihn müssen wir haben«, glückte dem »Kleiderständer« und dem »Lahmen«, und da auch sie der Ansicht waren, daß man »diesen Kerlen zuvorzukommen« müsse, kam es zu dem Gemetzel des 30. Juni.

Wahrhaftig, unschätzbar ist der Brief des Ernst an den Heines als Beleg für die Geistesverfassung der Abenteurer und Hochstapler, die Deutschland »erneuern« wollen. Wenn von dem ganzen blutig barbarischen Spuk der Jahre 1933 und 1934 nichts bliebe als dieses Bekenntnis einer schönen Seele, und ein Gelehrter fände es in einem Jahrtausend, er wäre imstande, sich aus dieser Urkunde vom Wesen, vom Unwesen des »Dritten Reichs« ein erschöpfendes Bild zu machen, und — würde herzhaft ausspucken.

Ernst an Heines

5. Juni 1934.

Lieber E.,

der Chef ist endlich bei ihm gewesen! Lange Aussprache. Der Chef erzählte mir, es ging bis in die Morgenstunde. Er hat wie oft bei solchen Gelegenheiten geheult und den Chef beschworen, ihm doch zu glauben, daß er hundertmal lieber ihn an der Spitze einer vereinten Armee sehen würde, als einen alten Knacker aus dem Neudecker Altersverein. Aber es ging nicht. Allgemeine Schwierigkeiten, dann Rücksicht auf das Ausland, Zusammenkunft in Venedig und ähnlichen Quatsch. Kurz und gut, Du wirst ja den Chef bald treffen und Ausführliches von ihm hören. Das Ende vom Lied war gegenseitiges Versprechen, nichts zu unternehmen, abzuwarten, bis der alte Herr abkratzt. Dann wird man sehen.

Das heißt aber für uns jetzt losarbeiten. Denn es ist arschklar, wenn wir warten, bis es diesem hinterhältigen Aegypter gelungen ist, den Lahmen mit dem Kleiderständer gegen uns zusammenzubringen, gehen wir vor die Hunde. Wir müssen handeln und diesen Kerlen zuvorzukommen! Der Hermann geht aufs Ganze. Und wenn er auch den Lahmen nicht riechen kann, gegen uns geht er sogar mit dem Schwarzen!

Wir müssen ihnen ein Feuerchen anzünden, daß sie mit dem Arsch hochgehen! Ich persönlich muß den Lahmen bekommen. Schade, daß mir R. damals in den Arm gefallen ist, als ich ihm auf den Schädel hauen wollte für seine dreckigen Anspielungen wegen meiner Heirat.

Ich habe mit dem Chef auch über Deinen Brief gesprochen. Du weißt, ich halte sonst von dem vielen Reden und Schreiben nichts. Er ist Deiner Meinung, daß wir auf alles gefaßt sein müssen. Der Lahme kann die tollsten Dinge drehen. Der Chef hat sein wichtiges Material bereits an sicherer Stelle. Ich habe nach der Unterredung mit ihm die Erklärung über die Februargeschichte unterschrieben, die M. nach meinen Angaben geschrieben hat. Es ist in sicherer Hand Wenn mir das geringste passiert, platzt das Ding. Ich schicke Dir beiliegend auf alle Fälle eine unterzeichnete Kopie. Heb sie gut auf. Du solltest auch Deine Sachen irgendwo sicherstellen. Lies Dir das Ding mal durch. Es ist das Stärkste, was wir haben, wenn alle Stränge reißen. Vielleicht hilft es was, vielleicht hilft es nichts. Denn im Schreiben ist uns der Lahme über. Unsere Stärke liegt auf anderem Gebiet, und da müssen wir losgehen.

Aber diesmal mußst Du bis zuletzt mitmachen. Ich hab da schon so einen Plan, gegen den die Dinger vom Lahmen nichts sind. Aber Du darfst nicht wieder losfahren, bevor die Sache richtig knallt. Die Hauptsache ist, den Lahmen zu treffen. Das ist meine Meinung — während der Chef nur ein Ziel hat, dem Hermann mit der Uniform auch die Haut abzuziehen. Man kann beides haben.

Schacht sammelt



Die Herren Gläubiger werden gebeten, noch etwas zuzulegen!

Herzerguß des Ernst in jeder Zeile fast, wie die braunen Edelige, zu denen der deutsche Spießbürger wie zu Halb-göttern aufschaut, übereinander denken, voneinander reden, gegeneinander handeln. Wir hören, daß der »Kleiderständer« den »Lahmen« »nicht riechen« kann, aber der Stellvertreter des »Führers«, Rudolf Heß, genannt »der hinterhältige Aegypter«, sucht die beiden zusammenzubringen. Auch zwischen Göring und dem Reichsführer der SS., Himmler, kurzweg »der Schwarze« benannt, ist das traute Verhältnis so, daß dieser jenen haßt und jener diesen verabscheut, aber geht es gegen den Röhm-Klüngel, findet sich sogar der »Kleiderständer« mit dem »Schwarzen« zusammen. Da sie einander bis auf den Grund ihrer schmutzigen Seelen kennen, trauen sie einander jedes Verbrechen, jede Hinterlist, jeden Meu-

Rande. Aber vom »Führer«, wie redet man von ihm? In der Enthüllung über den Reichstags-Brand brüstete sich Ernst mit seiner bedingungslosen Hitler-Treue, denn jenes Dokument war der Öffentlichkeit zugedacht und vielleicht sogar bestimmt, dem »Führer« vor Augen zu kommen. In einem intimen Privatbrief, Freund an Freund, gibt man sich schon hemdsärmlicher und aufrichtiger. Röhm hatte mit Adolf, der einfach »ere« genannt wird, eine stundenlange Aussprache: »Der Chef erzählte mir, es ging bis in die Morgenstunde. Er hat wie oft bei solchen Gelegenheiten geheult und den Chef beschworen, ihm doch zu glauben, daß er hundertmal lieber ihn an der Spitze einer vereinten Armee sehen würde usw.« Ein nervenschwacher Lügner ist »ere« also. Aber »ihn« kann man brauchen, weil er einen Machtfaktor dar-

Hindernot und Kindervergiftung

Brief einer Mutter

Aber die erste Maßnahme ist, die beiden von ihm zu trennen. Ihn müssen wir haben, er muß mit uns gehen, dann ist die Geschichte schon richtig. Ueber meinen Plan wird Dir Fi. Näheres flüstern. Du kannst Dich blind auf ihn verlassen. Schade, daß ich nicht dabei bin, wenn Ihr die Sache begiebt. Ich bin mit allem, was der Chef sagte und was Du bald hören wirst, einverstanden, aber den Lahmen schmore ich, das verwehrt mir keiner, nachdem er seine Prüge bekommen hat. Daß der Hund mich damals in die Geschichte hetzte und hinterher noch aufzog, das vergesse ich nicht.

Der Chef glaubt, wir sollen nicht vor dem Parteitag losgehen. Er hat Mitteilung, daß der alte Herr noch zehn Jahre leben wird. Ich bin nicht der Meinung. Da aber alle bestimmen, kann ich nichts machen. Aber nach dem Parteitag muß es klappen. Ich gehe in den nächsten Wochen auf Urlaub. Ich muß mal mit ihr wegfahren. Schick mir durch Fi. eine Kopie Deines Materials. Schieb das nicht auf die lange Bank. Sei vorsichtig mit Sch.! Es wird allerhand gekunkelt. Zeig Dich nicht so oft mit ihm. Der Chef erzählte, daß er eine Bemerkung deshalb gemacht hat.

Räume Deine Bude auf. Unser Freund aus der Albrechtstraße erzählte mir, daß der Schwarze demnächst bei verschiedenen von uns nachsehen lassen will. Bei mir kann er ja, ich leg ihm eine schöne Überraschung hin.

Machs gut, alter Junge,

Dein
Karl.

Erläuterungen: * Chef = Stabschef Röhm; Er = Hitler; Aegypten = Stellvertreter Heß, weil in Aegypten geboren; Der Lahme = Göbbels; Kleiderständer = Göring; Der Schwarze = Reichsführer der SS Himmler; R. = ?; M. = von Mohrenschild, Adjutant von Ernst; Fi. = Oberführer Fiedler, Vertrauter von Ernst; Sch. = Adjutant von Heines, Schmidt, genannt Fri. Schmidt, Freund aus der Albrechtstraße = Freund aus der Gestapo; Karl = Spitzname von Ernst.

Tier oder Mensch

„In keinem Merkmal unterscheidet sich der Nordische Mensch vom Affen, worin er sich nicht auch vom nichtnordischen unterscheiden würde, und in keinem vom Nichtnorden, worin nicht auch vom Affen.“

Was der Nordische Mensch mit dem Nichtnorden gemeinsam hat, hat er auch mit dem Affen und anderen Tieren gemein. Der grundsätzliche Gegensatz in den Merkmalen würde also die Gegenüberstellung Nordischer Mensch—Tier regeln, so daß der nichtnordische Mensch zur Tierwelt mit ihrer Gesamtheit der nichtnordischen Merkmale rechnen würde . . .“

Ein gewisser Hermann Gauch schreibt in einem Buche „Neue Grundlage der Rassenforschung“:

Eine nette Definition! Aber im Ernst: wenn die Herren Bonzen im braunen Führerkral zu den Menschen zählen, ist es eine Ehre, ein Affe zu sein!

Vor uns liegt ein Brief, den eine Mutter in Deutschland an eine im Ausland lebende Freundin schrieb. Wir entnehmen ihm folgende Schilderung:

„. . . Das Schlimmste geschieht den Kindern. Erinnerst Du Dich an den Lehrer K., vor dem unsre Jungen und die Söhne anderer Genossen schon in der Republik zitterten? Er beschimpfte sie und stellte sie vor der Klasse bloß. »Ochse, Schwein, Lump« waren seine gelindesten Schmeicheleien. Die Stunden wurden mit Vorträgen über die Schlechtigkeit der Juden, die den Deutschen »alles Geld stehlen«, mit Erzählungen von dem »wahren, strahlenden Helden Adolf Hitler«, mit Beschimpfungen der sozialistischen Arbeiter vergesüßt. Die Kinder blieben in allen Fächern, in denen K. unterrichtete, zurück, vor allem die »Marxistenjungen« wurden in jeder Weise gequält, sodaß ihnen das Lernen verging. »Dein Vater ist ein Sozialdemokrat? Und Du bist ein Ochse! Wiederhole, was ich in der letzten Stunde über die Warenhäuser gesagt habe!« So ging's zu. Karl kam oft weinend nach Hause und weigerte sich am nächsten Tag, in die Schule zu gehen.

Der Elternrat verfaßte eine Anklageschrift nach der anderen, monatelang, die linksstehenden Zeitungen nahmen sich des Falles an, forderten in scharfen Worten die Maßregelung des unfähigen Erziehers, den wir übrigens alle für geistesgestört hielten, aber die Sache ging den Instanzenweg. Die Kinder, die ja die einzigen Zeugen waren, wurden durch Kreuzverhöre verwirrt, und als das Dritte Reich kam, hatten wir es gerade erreicht, daß K. strafversetzt werden sollte.

Ich denke mir manchmal: Leute, wie dieser Lehrer, saßen damals zu tausenden in den Amtsstuben der Republik, und es geschah ihnen nichts. Wir waren schwach. Heute brüsten sie sich als »Vorkämpfer«, Kämpfer gegen wen?

Auch K. spielt jetzt in der . . . Schule die erste Geige, Rektor ist er zwar nicht geworden, obgleich ihm wirklich keine Kenntnisse im Wege gestanden hätten, aber die andere Lehrerschaft zittert vor ihm, er hat schon zwei Kollegen durch Denunziation erledigt.

„Ich will Dein Führer sein!“

Die Münchner Tageszeitungen bringen — fast ausnahmslos — das folgende Inserat:

Der Gesellschafts-Klub München (Deutsche Klubgesellschaft) hat es sich zur Aufgabe gemacht, das neue, schachähnliche Brettspiel »Ich will dein Führer sein« in allen Volkskreisen zu verbreiten und veranstaltet zu diesem Zweck in seinem Klubheim allwöchentlich Spielabende, bei denen den Mitgliedern und Interessenten das Spiel gelehrt wird. Eine größere Werbeveranstaltung für dieses Spiel fand am Samstagabend in Form eines Tanzabends im Bürgerbräukeller statt. Der Erfinder des Spiels, S. Heindl, spielte zu gleicher Zeit gegen vier Partner und

Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie wenig die Jungen unter solcher Obhut lernen und wie sehr sie unter den Brutalitäten dieses Lehrers leiden.

F.'s sind so glücklich, Verwandte im Ausland zu haben. Sie gaben den Fritz vor einigen Wochen in ein deutschsprachiges Internat nach L. Von dort kommen Berichte, daß der Junge zwar außerordentlich geweckt und befähigt, aber in allen wissenschaftlichen Fächern erstaunlich zurückgeblieben sei. Selbst die elementarsten Kenntnisse seien nicht vorhanden oder doch stark vernachlässigt. Und es ist noch nicht lange her, da schickte man Kinder aus den Nachbarstaaten in deutsche Schulen, weil unser Lehrwesen als hervorragend galt. Welch eine »Erhebung«!

Ganz arg ist es seit der Einführung des »Staatsjugendtages«. Der Sonnabend ist für die Veranstaltungen der Hitler-Jugend freigegeben. Wer aber nicht in brauner Uniform, mit Tornister und »Ehrendolch« antritt, muß in die Schule gehen. In Karls Klasse sind das eine ganze Anzahl — über ein Drittel der Schüler. Aber wie die Kinder an diesen Tagen gedrillt und geschunden werden! Die sogenannten Turnstunden sind das reinste Strafexerzieren, und der »staatspolitische Unterricht« besteht eigentlich in einer einzigen Beschimpfung der Elternhäuser und der Kinder selbst, die sich noch immer nicht »freiwillig« der Hitler-Jugend angeschlossen haben. Die Jungen empfinden den Sonnabend-Unterricht als eine Art Strafstunde und sollen ihn auch so empfinden.

Unsere Jungen weigern sich bis heute, in die H.J. einzutreten, vor allem Walter, der ja in der Arbeiterjugend begeistert mitgearbeitet hat. Aber Du kannst Dir kaum vorstellen, wieviel gute Kraft sie dieser aufreibenden Widerstand kostet. Vielleicht erstarken sie gerade in solchem Kampfe, der sie immer wieder zwingt, sich mit der Umwelt gedanklich auseinanderzusetzen? Gedanklich und physisch — denn Prügeleien zwischen den Hitlerjungen und denen, die »beiseitstehen«, sind nicht seltenes.

Oft bin ich heimlich stolz auf meine Jun-

gen. Die Mütter der anderen sind, scheint mir, schlimmer dran. Der zwölfjährige Sohn unserer Nachbarleute z. B. ist durch und durch Hitlerjunge. Die Mutter — sie war politisch immer indifferent, neigte eher nach rechts — hat mir vor einiger Zeit ihr Herz ausgeschüttet. Sie hat ihren Fred verloren, er ist ihr fremd geworden. Die Eltern verachtet er als »Spieß«. Ihm hat »keiner etwas zu sagen«, nur der Führer — und der Führer ist weiß. Die Mutter soll nicht immer dreinreden, denn »Frauen verstehen überhaupt nichts«.

Kürzlich hat in Karlsruhe ein 13jähriger Schüler seinen Kameraden mit dem »Ehrendolch« getötet, der zur Kinderuniform genau so gehört, wie zur Ausrüstung der Erwachsenen. Das hat sich hier natürlich herumgesprochen. Frau N. wollte ihren Jungen warnen, ihn zur Vorsicht ermahnen. Aber da kam sie schön an! »Jeder deutsche Mann muß eine Waffe tragen. Blut und Ehre — Heldentum!« Wie schon die Zwölfjährigen mit diesen tönenden Worten um sich werfen! Darf man sich wundern, wenn in dieser Atmosphäre sogar Morde geschehen, wenn ein Kind auf das andere lossticht, weil es sich in seiner »Ehre« gekränkt fühlt?

Frau N. ist nicht die einzige, die klagt. Die meisten Eltern hier, die einen Burschen bei der H.J. oder ein Mädel beim BDM haben, sehen mit Entsetzen, was aus den Kindern wird. Ein rüdes, verdorbenes, überhebliches »Jungvolk«, das nichts gelernt hat, nichts lernen will, es sei denn Exerzieren, das zu niemandem aufsieht und sich selbst als »Zukunft des Reiches« vergöttert. Derbete Kasernenhof-Schimpfworte gegen die Kameraden, Rippeleien gegen Erwachsene, Denunziantentum und Spitzelerei sind an der Tagesordnung. Oft — sehr oft zeigen Kinder ihre eigenen Eltern an, einer belauert den anderen. Das ist die vielbesungene »Neugestaltung des Familienlebens«.

„. . . Hoffentlich erreicht Dich dieser Brief auf dem gewählten Weg, den ich für sicher halte. Erfreulich ist er nicht. Was wird aus Deutschland, wenn diese Jugend heranwächst, ehe das Blutregime stürzt?«

Mechanisch lasen meine Augen: »Flaggen heraus! Einweihung!« — »Flaggen heraus! Ministerbesuch!« — »Flaggen heraus! Schulungswoche!« — »Tag des Buches!« — »Tag der Mutter!« — »Tag der Blume!« — »Tag der Kleingärtner!« — »Tag des Handwerkers!« — »Tag des Pferdes!« — »Tag der Segler!« — »Tag der Kegler!« — »Tag der Hausmusik!« — »Tag des deutschen Weines!« — »Tag Nietzsches!« — »Tag Schillers!« — »Tag des deutschen Apfels!«

Ach, sieh mal! Jetzt wird ihnen vor sich selber schlecht!

Wir lesen in der »Deutschen Wochenschau« von Reventlow:

»Ich stand vor der großen Plakatsäule, zeigte den hohen Wert des Spieles auf. Unter Leitung des Tanzmeisters Ernst Bauer entwickelte sich später ein frohes Ballgetriebe und eine Abteilung der SS-Kapelle Bunge spielte schneidige Tanzweisen. Die drei schönsten Ballettletten wurden prämiert und ihre Trägerinnen mit Blumenspenden ausgezeichnet.

Das klingt lustig. Aber es ist nicht lustig. Deutschland wird sich mit dem neckischen Führerspiel um Kopf und Kragen spielen.

Reventlow meckert!

Wir lesen in der »Deutschen Wochenschau« von Reventlow:

»Ich stand vor der großen Plakatsäule,

Musikalisches

Singe, wem Gesang gegeben!
Doch im braunen Hitlerreich
Darf die Stimme nur erheben,
Wer sich hat geschaltet gleich.

Die modernen atonalen
Komponisten sind verhaßt,
Weil zu Marsch und Hornsignalen
Ihre Tonkunst wenig paßt.

Schockweis jagt die Dirigenten
Göbbels aus dem Tempel raus.
Denn mit den SA-Talenten
Kommt die Kunst von heute aus.

Weil der Klumpfuß unbestritten
Kunst- und sachverständig ist,
Redet er von Hindemühen
Als von einem »Hundemiste«.

Furtwängler, ade, und Kleiber,
Die ihr erst so brav pariert!
Ein paar andre Notenschreiber
Rasch zum Dienst sind kommandiert.

Aus der »Alten Kämpfer« Bronnen
Zaubert Göbbels sie geschwind.
Ward doch auch zur Primadonnen
Baldurs Schwester Rosalind!

Fuhsel, statt im Sportpalaste,
Dirigiert im Opernhaus.
Haut er kräftig auf die Taste,
Ueberragt er Richard Strauß.

Und die Musiker? — Ein jeder
Wird, der geht, ersetzt durch zehn:
Wo der Brückner, Goltz, der Feder,
So viel Führer — flöten gehn!

Muckl.

Geruchs-Professor Stöhr

Man hatte schon so viel von der Rassen-theorie, von hochwertigen mittel- und minderwertigen Rassen geredet, nun wollte man doch endlich einmal wissen, welche Unterschiede zwischen ihnen bestehen und woran diese Unterschiede zu erkennen sind. Sprachstudien, auf die man sich lange verlassen, hatten keine verbindlichen Aufschlüsse erteilt, Farbenunterschiede auch nicht, das wußte man schon um 1900 herum. Anatomische Messungen und Vergleiche der einzelnen Befunde ergaben ebenfalls keine sicheren Resultate. Mit psychologischen und geschichtlichen Betrachtungen kam man wohl etwas weiter, aber nicht so weit, daß man hoffen durfte, den Eigenheiten der ursprünglichen Menschengattungen auf die Spur zu kommen.

Da vielfach Neunmalweise auf eine andere Methode. Jede Rasse, sagte Professor Stöhr aus Heidelberg, Anatom im Spezialfach, habe einen bestimmten Geruch. Am Geruch könne man ganz sicher erkennen, welcher Rasse ein Mensch angehört. Er selbst behauptete, ein überaus feines Spürorgan für die Unterschiedlichkeit der Rassen zu haben. Nicht nur die Hauptgruppen, wie Arier, Mongolen, Semiten, Neger, sondern sogar Untergruppen, wie Germanen und Romanen wollte er riechen können. Auch wollte er per Geruch ganz bestimmt wissen, ob er einen männlichen oder weiblichen Angehörigen besagter Rassen vor sich habe.

Damals gab es in Karlsruhe einen Industriellen namens Otto Ammon, der in die Rassen-theorie geradezu verliebt war. Der Mann hatte einen beneidenswerten Vorsug:

er war immens reich und wenn er hoffte, etwas zur Bestätigung seiner geliebten Rassen-theorie tun zu können, so ließ er sich die Sache gern eine Stange Silber kosten. Auf Vorschlag des berühmten Nationalökonom Max Weber wurde folgendes Experiment angestellt: Professor Stöhr wird mit verbundenen Augen in ein völlig finsternes Zimmer geführt. Dort wird ein Angehöriger oder eine Angehörige der unterschiedlich qualifizierten Rassen sitzen und Professor Stöhr soll, nachdem er sozusagen eine Nase voll von ihrem Rasseparfüm eingesogen hat, angeben, welcher Menschengattung die Person im Dunklen angehört. Wenn unter 12 Versuchen 10 oder mehr stimmten, dann könnte man, falls künftige Wiederholungen ebenso günstige Resultate erzielen würden, spezielle Geruchsqualitäten der einzelnen Rassen gelten lassen. Wenn Professor Stöhr auf 8 bis 10 Treffer käme, wäre die Sache schon zweifelhaft und noch weniger richtige Angaben würden gar nichts für seine These beweisen.

Der Anatom nahm die Bedingungen Max Webers an.

Versuch 1: »Wer sitzt in diesem Zimmer?« Professor Stöhr rüßelte mit der Nase herum, als ob er das Weltgeheimnis selbst errichten wollte.

Antwort: »Hier sitzt ein deutscher Mann.«

Das Licht wurde aufgedreht. Eine junge hübsche Japanerin, Studentin der Medizin an der Heidelberger Universität, saß da und lachte. Die Versuche gingen weiter. Experimentator hatte 4 Treffer, 7 Versager und in einem Falle riskierte er überhaupt keine Angabe. Ein kläglicher Reifall. Stöhr führte ihn auf zeitweilig mangelnde Bereitschaft zu-

rück. Das war möglich. Man weiß, daß Bereitschaft bei psychologischen Experimenten eine entscheidende Rolle spielt. Er bat, nach einer Stunde die Versuche wieder aufnehmen zu dürfen. Es wurde gestattet.

»Wer ist in diesem Zimmer, Herr Professor?«

Nach etwa drei Minuten hatte er es. »Jüdische Dame«.

»Woran erkennen Sie das?« fragte Weber. »Eine gewisse Penetranz läßt das sicher erkennen.«

Das Licht wurde aufgedreht. Ueberhaupt keine Versuchsperson im Zimmer. Des Experimentierens war genug. Am nächsten Tag begab sich Stöhr in sein Laboratorium. Dort vermiste er seine Assistentin.

»Wo ist Fräulein Brettschneider?« Der Diener wußte es nicht. Er übergab einen Brief. Fräulein Brettschneider schrieb ihm folgendes:

»Sehr verehrter Herr Professor! Ihre Autorität kann ich nicht mehr anerkennen. Wo nichts war, haben Sie eine jüdische Penetranz diagnostiziert und wo, fast ein Jahr lang, eine jüdische Penetranz Sie umgab — nämlich meine wertige Person —, da haben Sie nichts diagnostiziert. Adieu, Herr Professor.«
Bruno Altmann

Marquis Posa — zensiert

Anlässlich der Schillerfeiern wurde in Bremen »Don Carlos« aufgeführt. Eine Reihe Stellen waren böse zusammengestrichen. Es waren mehr Kenner des wirklichen Textes im Theater als gemeinhin anzunehmen war. Und bei jeder oder fast jeder Stelle einer Korrektur der Regie fühlte man eine allge-

Kleine Meutereien

Rebellion der Dirigenten

Der Göbbels hat seiner Presse verboten, den Erdrutsch in der deutschen Musik zu kommentieren. Infolgedessen erfährt der Untertan nur die Hälfte der Bismarck: er hört, daß Professor Hindemith demissioniert hat, daß Furtwängler geht und Richard Strauss sein Amt als Präsident der Reichsmusikkammer zur Verfügung gestellt hat. Aber daß auch Kleiber zurücktreten will, daß Knappertsbusch in München mit Demission droht und selbst der Nazikapellmeister Havemann abhauen will, weil ihm die Nebenregierung der NS-Kulturgemeinde zu dumm wird — davon weiß der deutsche Bürger nur hintenherum.

Bleibe zu fragen, woher den meuternden Herren plötzlich Mut und Widerstandswillen kamen? Sie alle haben dem braunen Regime seit dem 5. März Zugeständnisse gemacht, die für ihre Namen und ihr künstlerisches Gewissen längst untragbar sein mußten. Furtwängler hat geduldet, daß einige seiner Besten der musikalischen Aufordnung zum Opfer fielen; er und Strauss deckten den reaktionären Kurs der Reichsmusikkammer; Strauss sagte bei den Salzburger Festspielen ab und verzichtete auf die Dresdener Uraufführung seiner neuesten Oper, weil die Nazipresse gegen das Libretto des Juden Stefan Zweig protestierte. Die Herren haben sich viel bieten lassen. Wenn jetzt plötzlich die Opposition der großen Dirigenten losbricht, so darf daraus geschlossen werden, daß die in der RMK. zusammen geschlossenen Musiker die Zeit für reif erachten, um endlich dem braunen Dilettantismus, der blechernen Diktatur der Militärmärsche und dem quergebenden Strebertum der NS-Kulturgemeinde entgegen zu treten. Hitlers Regime erscheint stark durchlöchert, die Konservativen drängen auf allen Gebieten vor — sie stecken auch die Kunstwelt an, zumal die mit Entsetzen fühlt, wie sehr ihr der braune Dilettantismus das Publikum verjagt und oberbraune Posten jünger mobilisiert.

Das ist der Hintergrund dieser Rebellion, der Fall Hindemith lieferte dabei nur das Stichwort. Eine ganze Garnitur meutert, und es bleibt für Göbbels ebenso peinlich wie schwierig, daß es die erste Garnitur ist, die mit Dienstverweigerung für die Freiheit der Kunst demonstriert.

Die Presse meckert

Auch in verschiedenen deutschen Gazetten kann man beobachten, daß die Forderung nach Entbrückung der Kunst allmählich deutlicher auftritt. Vor zwei Wochen verbot Göbbels zwei Filme, weil sie selbst für das Dritte Reich zu minderwertig waren. In diesem Zusammenhang untersucht Paul Scheffler in einem Leitartikel des Berliner Tageblattes die Ursachen der »Krise des deutschen Films« und riskiert eine vorsichtige Lippe

meine Unruhe im Theater. Als aber dann gar die große Szene zwischen Philipp und Marquis Posa kam und der Satz »Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!« — ausblieb, weil auch er gestrichen war, setzte ein orkanartiger Beifall ein, der minutenlang anhält und dessen demonstrativer Charakter nicht zu verkennen war. Auch die Honoratoren der Partei und des Staates empfanden die Demonstrationen und verließen das Theater während der Vorstellung.

Adolf im Urwald

Die »DAZ« berichtet über ein Afrikahörspiel von Hildegard Rutkowski: »... Plötzlich, mitten in der Wüdnis, tauchen deutsche Dörfer auf, die die anheimelnden Namen Neu-Lüneburg und Brandenburg führen. Grammophonmusik tönt aus den Fenstern, SA-Lieder und -Märsche. Auch Hitlerreden gibt es hier auf Schallplatten zu kaufen, ... während... die Eingeborenen ihre Tänze zum Stammesfest einstudieren.« Hitlerreden und Negertänze —, es ist eine ideale, zweckentprechende Kombination.

Monarchen

In einigen Ländern Europas spekuliert man wieder einmal in monarchistischen Restaurationsplänen. Der Boden für dynastische Lebensbilder ist locker und die entsprechende Literatur läßt nicht auf sich warten. Ein Lehrmeister der Staatsstreicher aller Art bleibt Napoleon III., jener nicht ganz legitime Neffe des großen Korsen und späterer politischer Routinier, der für sein Jahrhundert dargetan hat, wie ein Thronanwärter auf verfassungsmäßige Weise an

Knappertsbusch und Götz von Berlichingen

Die Münchener Nazi sind über ihren ehemaligen Liebling Hans Knappertsbusch fuchsteufelwilde ergrimmt. Daß er einmal ihr Liebling war, hatte folgenden Grund. Im Jahre 1922 war München zwar noch nicht antihitlerisch geworden, aber für den Teutonenheligen aus Braunsau hatte die Bevölkerung bereits so viel Liebe, daß der Staat, eben erst von Kahr, Pöhner, Roth reaktionär verdrängt, gern sein Gebiet zum Aufmarschfeld des Nationalsozialismus gegen das republikanische Deutschland hergab. In diesem München repräsentierte Bruno Walter das musikalische Kunstleben bereits über ein Jahrzehnt als Nachfolger Felix Mottis. Er ist unbestrittenmaßen der beste Mozart-Interpret der Gegenwart, auch sonst ein Dirigent von großem Format, aber er ist als Jude namens Schlesinger geboren und das nahmen ihm die bayerischen Urarier um Hitler und seinen flankenschützlerischen Anhang damals sehr übel. Die völkische Presse begann zu stänkern, in den Ämtern des Kultusministeriums wurde intrigiert, Walter ging eine Welle darüber stillschweigend hinweg, dann reichte er seine Demission ein. So ziemlich alles, was in München einen guten Künstler- oder Gelehrtennamen hatte, bat ihn in einem Huldigungsschreiben um Widerruf seines Abschiedsgesuches. Hanns Pfitzner huldigte am meisten, beschwor am stärksten Bruno Walter, seinen Entschluß zu revidieren. Der gekränkte Künstler bestand auf Entlassung und verließ sozusagen fluchtartig das Dirigentenpult der Münchner Staatsoper. Nach dem Juden mußte ein zweihundertprozentiger Arier heran, also einer, der es nicht nur war, sondern auch so aussah. Diesen fand man in der Person des Dessauer Generalmusikdirektors Hans Knappertsbusch. Nun, der Mann hatte seine Meriten

für »künstlerische Freiheit und Ungestörtheit des Schaffens« und gegen »Eingriffe der Behörden, Intrigen und persönlichen Streit«, die wirkliches Kunstschaffen unmöglich machen. Zum Schluß heißt es:

»Wie ließe sich eine so individuelle Tat vorschreiben, wie es ein Kunstwerk ist? Darum bedarf diese Art menschlichen Schaffens des größten Spielraums. Talente sind immer Ueberraschungen. Nichts gefährlicher, als sie irgendwo hinzubiegen, sie innerlich abhängig zu machen, sie aus ihrem natürlichen Rhythmus aufzuschieben. Wir hoffen, jetzt entsteht wieder viel Raum, damit dem deutschen Film die Kraft zuwächst, die, durch tausend äußere Umstände und Einwirkungen geschwächt, gewiß in ihm steckt.«

Solche Meckerei läßt sich schon nicht mehr verbieten, der Propagandhi käme gar nicht mehr dahinter her. Die Kunstpleite des Dritten Reiches ist vor allem auch rein materiell so offenkundig, daß die braunen Kulturzerstörer langsam, aber sicher in die Defensive geraten.

die Spitze einer schwachen Republik gelangen und dann die Verfassung abwürgen kann. Alfred Neumann hat diese Tragödie in einem umfangreichen, graziösen und lebendigen Roman eingefangen. (»Neuer Cäsar«, Verlag Allert de Lange, Amsterdam). Dieser falsche Napoleon ist, ehe er in Fahrt kommt, allezeit mehr ein Geschobener, denn ein Schiebender gewesen. Im Anfang war es die Mutter, die ihn schob. Die große dynastische Spekulation umgibt ihn schon in der Kindertube, der ererbte große Name treibt den dekadenten Zauderer vorwärts. Das andere besorgen die Trommler und Spekulanten des bonapartistischen Lagers. Ein paar anfängerhafte Putzscharen gehen daneben, ein paar Jahre Festungshaft und Emigration machen ihn zum Märtyrer. Er lernt warten, bis sich die bourbonische Konkurrenz abgewirtschaftet hat; er entwickelt sich zum Meister der Programmlosigkeit; er lernt allen alles versprechen, ein Virtuose der Unbestimmtheit, denn das Jahrhundert hat sich noch immer nicht klar für Republik oder Monarchie entschieden. Exerzierte nicht des Neffen gewaltigen Vorbild, das große N, auch mit allen möglichen Parolen und Regimes?

Das Klischee ist gegeben. Napoleons Stern strahlt noch immer magisch in die Zukunft, kleinbürgerliche Massen hungern nach Wiederholung des Wunders, die Kraft der Napoleonlegende umgildet den kleinen Neffen. Kokotten, Hasardeure, Entgleiste und Hochstapler bereiten seinen Weg. So wird er im Sturmjahr 1848 Abgeordneter der 2. Republik, dann Präsident, dann Kaiser durch eine mit allen Mitteln des Terrors, der Lüge und der Bestechung durchgepeitschten »Volksab-

stimmung«. Aber das Gesetz, nach dem er angetreten, muß ihn weitertreiben. Er hat den Liberalismus durch scheinliberale Tyrannei vergiftet und damit sein Jahrhundert verderben helfen; sein Name ist mit der Eroberungslegende verbunden, er muß, geschehen und wie immer nur halb freiwillig, in unglückseligen Krieg hineintreiben und dabei Land und Thron verlieren. Das Volk aber wird damit vom Wunderglauben endgültig genesen und sich den neuen Realitäten zuwenden.

Diesem falschen Cäsar in der Zeitfolge benachbart ist Leopold II., der ungeliebte Belgierkönig aus dem Hause Sachsen-Coburg, hinter dessen Kulissen gründlich und nicht ohne Liebe für sein Objekt ein neues Buch von Ludwig Bauer leuchtet (Querido-Verlag). Dieser Leopold gehört zu den gekrönten Geschäftemachern großen Stils. Als er 1865 den Thron bestieg, ist die Macht unter den Klassen seines Landes einigermaßen verteilt, aber die fremden Erdteile noch nicht ganz. Er hat dabei in der Politik nicht viel zu besorgen, also wirft sich seine Vitalität auf das Kongogebiet und eristet sich einen eigenen Sklavenstaat. Es gehört zu den grimmigsten Tragödien, wie Stanleys ungeheuerliche Forscherleistungen von diesem König zu Blut und Gold gemacht werden. Bauer rollt den Kongoskandal erschütternd auf — dieses traurige Kapitel der entsetzlichen Kolonialgreuel, welche die moderne Geschichte kennt. Bis das Parlament dem Skandal ein Ende machte, den Kongo der Diktatur des Einzelnen und seiner viehischen Prätorianer entriß, und die Kolonie anektierte. Wobei der Monarch noch immer an die

als Musiker, aber damals legitimierte er sich für die Nachfolgerschaft Bruno Walters ebenso oder mehr dadurch, daß er ganz sicher arische Vorfahren bis zum I. Schelding 1700 herauf in seinem Stammbaum hat. Außerdem ist er eine riesengroße Athletengestalt mit Langkopf, blauen Augen und rotblondem Haar; er gilt als hochpatriotischer Deutschnationaler und im Dienst benimmt er sich manchmal etwas raubbeinig. Also hatten ihn die Nazis einst so lieb. Der »Völkische Beobachter« feierte ihn als den »genialsten Dirigenten« nach Hans von Bülow und als den künstlerischen Sachwalter der deutschen Musik.

Jetzt ist die Freundschaft aus. Sie schmähen ihn; sie verlangen seine Demission und es heißt, daß er bereits um Amtsenthebung nachgesucht habe. Er soll die Nazis durch die Annahme einer neuitalienischen Oper geärgert haben. Vielleicht haben sie sich auch darüber geärgert; aber viel mehr erzürnt hat er sie durch wiederholte Absagen an den Nationalsozialismus. Bei festlichen Anlässen trägt er sein E. K. I., aber nie ein Hakenkreuz; er ist nicht heranzukriegen, eine Feier mit dem vertonten Stümpergedicht des Zuhälters Horst Wessel einzuleiten oder abzuschließen.

Trotz alledem!

Das Volkshaus der Leipziger Arbeiterschaft ist Tausenden von Arbeitern aus allen Ländern in schöner Erinnerung. Im Lager der Feinde des Sozialismus hatte es viel wütende Hasser. Bekannt ist noch, daß die mit den Putschbanden des Kapp sympathisierenden Offiziere der jungen Reichswehr in den Tagen nach dem Kapp-Putsch im Frühjahr 1920 das Leipziger Volkshaus mit schweren Mienen in Trümmer schossen. Sie hofften, dadurch das stolze Denkmal des kämpfenden Proletariats für immer beseitigt zu haben.

Aber sie hatten nicht mit der Opferbereitschaft und dem unerschütterlichen Willen der Arbeiterschaft gerechnet. Nach erstaunlich kurzer Zeit stand an Stelle des zertrümmerten Hauses ein neuer, noch größerer, hoher und stolzer Bau, als der ohne jeden Grund mutwillig zerstörte gewesen war. Ganz hoch oben am Turm kündeten große Lettern die eiserne Entschlossenheit und Bereitschaft des Leipziger Proletariats: **Trotz alledem!**

Trotz alledem. Diese zwei Worte

der nationalen Erhebung« treffen müsse. Anonyme, pseudonyme und mit richtigem Namen unterzeichnete Drohbriefe liefen bei der Direktion ein. Als Walter davon erfuhr, sagte er selbst ab. Nun galt es, einen Ersatzdirigenten zu finden. Nach allem, was vorgekommen war, hoffte man, daß Verstimmungen zwischen Knappertsbusch und Walter zurückgeblieben seien und daß jener bereitwillig zustimmen werde.

Der Direktor der Kaim-Konzerte bog sich in das Büro des Opernchefs. Er trug sein Anliegen vor. Knappertsbusch dankte höflich, weigerte sich aber ganz entschieden, den Auftrag anzunehmen. Der Direktor bat abermals, beschwor mit seiner ganzen Bredamkeit, ihn nicht im Stich zu lassen. Eine Ausnahmeentscheidung wie diese erfordere eine Ausnahmeentscheidung. Knappertsbusch wurde ungeduldig, wurde wütend.

»Es ist unfair, einen Künstler aus unkünstlerischen Gründen wegzuekeln; es ist unfair, wäre eine glatte Schweinerei, so etwas durch Uebernahme seines Auftrages zu begünstigen.«

Der Disput ging weiter. Schließlich berief sich der Direktor darauf, daß eine »sehr hohe Stelle« — er meinte den General Epp — Knappertsbusch' Eintreten für Walter wünsche.

»Sagen Sie Ihrer hohen Stelle, daß sie mich am ... lecken kann.«

Richard Strauss und Hans Pfitzner dachten anders. Der eine dirigierte das erste, der andere das zweite Walterkonzert. Der Vorfall durfte nicht bekanntgegeben werden, er hat sich aber noch in München halbwegs heraufgesprochen. Seither war Knappertsbusch bei den Nazis in Ungnade gefallen.

höhnerten die Offiziersbanditen und ihren gesinnungsverwandten Anhang. Sie waren aber auch die trutzige Antwort der organisierten Arbeiter an alle ihre Gegner, die danach trachteten, die sozialistische Bewegung zu hemmen und lahmzulegen.

Am 9. März 1933 hat die Polizei das Volkshaus besetzt und es den Nationalsozialisten ausgeliefert. Seitdem meldet es die Arbeiterschaft. Aber vom hohen Turm herab leuchteten noch immer, auch wenn die Hausfront die Hakenkreuzflagge zeigte, das Trutzwort **„Trotz alledem!“**

Das wurde den nationalsozialistischen Führern der Deutschen Arbeitsfront, die sich jetzt im Volkshaus breitgemacht haben, immer unbehaglicher. Das Trotz alledem klang ihnen wie eine Drohung in die Ohren. Sie konnten es nicht länger ertragen und so beschlossen sie die Entfernung dieses Trutzwortes. Ein hohes Gerüst wurde gebaut und die zwei gefährlichen Worte abgemeißelt.

Dafür aber bleiben sie in den Herzen der Leipziger Arbeiterschaft um so tiefer eingegraben, diese zwei Worte: **Trotz alledem!**

hundert Millionen profitierte. Wie er im Verdienen war, gierig und seelisch unbeteiligt, so war er im Genuß, und so wurde er zum Symbol seiner Zeit und des reichen Belgiens. Nur eines machte er nicht mit: den Schwindel von der allgemeinen, sozialen Klassenversöhnung. Das war diesem gewandten Zyniker zu dumm, das überließ er den unechten Napoleon und falschen Propheten. B. Br.

Marterl

Gottfried Feder

Der Tod hat Gottfried Feder gerafft, Der mit besonderm Geschick Zwar nicht gebrochen die Zinsknechtschaft, Wohl aber sein Genick.

Helmut Brückner

Dulde, gedulde dich fein! Warte nur, über ein kleines Kehret bei dir dein Führer ein, — Wie bei Röhm und Heines!

von der Golts

Auf Blut und Boden festzustehn, Hat mancher schon gedacht Und purzelte im Handumdrehn In einen Schacht!

Karl Ernst, Reichstagsbrandstifter

Trotz des Revolvers erliegt der List Seines Häuptlings mancher Bandit, Weil er ihn um Sekundenfrist Zu spät rauszieht!

Muckl.

Woher die Teuerung?

Während der Dr. Schacht den Dr. Gördeleer gegen die Symptome der Teuerung ankämpfen läßt, hält er selbst gegenüber den Ursachen der Teuerung still. Die deutsche Bevölkerung, die Rohstoffknappheit und Teuerung am eigenen Leibe spürt, ist des Glaubens, daß die Einfuhr gedrosselt wird, um Devisen zu ersparen und die heimische Produktion zu fördern. Wir erfahren aber aus der deutschen Außenhandelsstatistik, daß in den ersten zehn Monaten d. J. die Wareneinfuhr nicht kleiner, sondern sogar etwas größer war als im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr, der noch im vorigen Jahr 573 Millionen Mark betragen hatte, hat sich in diesem Jahr in einen Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr von 251 Millionen Mark umgewandelt. Es hat als Folge der staatlichen Devisenzuteilung zwar keine Einschränkung, aber eine radikale Umstellung der deutschen Einfuhr stattgefunden.

Nicht die Menge, aber die Herkunft der angeführten Waren ist stark verändert worden.

Die staatliche Bewirtschaftung der Devisen in der Hand Schachts erweist sich als ein Mittel, weniger die Wareneinfuhr zu drosseln, als die ausländischen Warengläubiger um ihre Forderungen zu prellen und die heimischen Warenschuldner auf Kosten ihrer ausländischen Warenlieferanten zu subventionieren.

Die Industrie kann nur konkurrenzfähig sein, wenn sie ihre Rohstoffe und sonstigen Betriebsstoffe dorthin bezieht, wo sie am billigsten sind. Das ist der Fall in den überseeischen Ländern, deren Wirtschaft speziell auf Produktion und Export von Rohstoffen eingestellt ist. Käme es Herrn Schacht darauf an, Devisen bei der Einfuhr zu ersparen, so müßte er dafür sorgen, daß so billig wie möglich eingeführt wird. Es zeigt sich aber, daß zwar nicht die Einfuhr überhaupt, aber die aus den überseeischen Rohstoffgebieten stark gedrosselt worden ist, und zwar ganz besonders die Einfuhr von Textilien. Die Einfuhr von Wolle ist gesunken aus Australien um 62, aus Argentinien um 27, aus Britisch-Südafrika um 27 und aus Uruguay um 66 Prozent. Die wichtigsten Ursprungsländer von Rohbaumwolle sind die Vereinigten Staaten und Britisch-Indien. Die Einfuhr von Baumwolle aus USA. war in diesem Jahr um 28 Prozent, aus Britisch-Indien um 25 Prozent kleiner als im Vorjahr. Anstatt aus Uebersee bezieht Deutschland seine Textilrohstoffe jetzt aus Europa. Die Zunahme der Einfuhr aus der Schweiz um 54 Prozent, aus der Tschechoslowakei um 74 Prozent, aus Holland um 36 Prozent, aus Schweden

Betrogene Sparer

Daß das Vertrauen der besitzenden Schichten zur Sicherheit der Währung nicht gerade groß ist, ersieht man aus dem Einlagenstand der fünf deutschen Großbanken. Er ist von 6434 Millionen Mark Ende 1933 auf 6320 Millionen Ende Oktober 1934 zurückgegangen. Noch weit hinter den Einlagen bleiben aber die Wirtschaftskredite der Banken zurück. Das kommt daher, daß die Banken gezwungen werden, einen wachsenden Teil ihrer Einlagen dem Reich zu borgen und dessen Ueberschuldung auf die Einleger abzuwälzen. Die Gemeinden wurden von ihrer uneinlösbaren kurzfristigen Verschuldung entlastet dadurch, daß das Reich diese auf sich nahm und sich dafür von den Gemeinden Schuldverschreibungen ausstellen ließ. Das Reich behält diese aber nicht, sondern zwingt die Banken, die sozialen und sonstigen Versicherungen, sie ihm abzunehmen. Nach „Wirtschaft und Statistik“ stieg bei der Angestellten- und Invalidenversicherung die Anlage der Gelder in Wertpapieren in der Zeit von Ende September 1933 bis Ende September 1934 von 881 auf 1245 Millionen Mark, also um 50 Prozent. Der Hauptanteil an dieser Zulage entfällt auf die Uebernahme von Schuldverschreibungen deutscher Gemeinden aus Reichsbeständen. Die amtliche Zeitschrift stellt fest, daß die Angestelltenversicherung „wieder verhältnismäßig beträchtliche Schuldverpflichtungen eingegangen ist,“ um dem Reich diese nicht einlösbaren Wertpapiere abzunehmen. Auch bei den größeren deutschen Lebensversicherungs-Unternehmungen ist von Ende August 1933 bis Ende August 1934 der Wertpapierbestand von 585 auf 702 Millionen, also recht beträchtlich gestiegen

um 46 Prozent ist die Folge davon, daß die Einfuhr von Rohstoffen und Halbfabrikaten von dort anstatt aus den Erzeugungsländern erfolgt.

Der Rohstoffbezug erfolgt also aus Ländern, die zumeist selbst ihre Rohstoffe erst aus Uebersee beziehen müssen. Die deutsche Industrie wird also von Schacht gezwungen, für ihre Betriebsstoffe Ueberpreise zu bezahlen.

Nicht die Hamsterei, sondern die Prellerei an den ausländischen Gläubigern ist die Hauptursache der Teuerung in Deutschland. Die überseeischen Länder liefern nicht mehr, weil sie die gelieferten Waren nicht bezahlt bekommen. Der Kreditbetrüger Schacht muß daher die Waren kaufen, nicht, wo sie am preiswertesten sind, sondern wo man ihm noch borgt. Das System hat nur den Vorteil, daß es zur Bezahlung für politische Freundschaftsdienste benutzt werden kann. So war Ungarn an Deutschlands Versorgung mit Wolle 1933 mit 1 Prozent, 1934 mit 10 Prozent beteiligt. Seine Einfuhr nach Deutschland war in den ersten drei Vierteljahren 1934 doppelt so groß wie 1933. Allerdings hat Ungarn an seiner neuen Kundschaft keine reine Freude. Vor kurzem hat der Pengö in

Wien einen heftigen Kursfall erlebt. Ungarn hat Mangel an Devisen, weil die Promptheit der Bezahlung für die Ausfuhr nach Deutschland sehr zu wünschen übrig läßt. Die neuen Lieferanten werden sich bald ebenso betrogen fühlen wie die alten.

Die Kosten der Methode Schachts, die deutsche Aufrüstung von den ausländischen Gläubigern bezahlen zu lassen, muß die Masse der deutschen Verbraucher tragen. Soweit die Rohstoffe der Aufrüstung dienen, spielt der Preis keine Rolle. In dem Maße wie die Aufrüstungskonjunktur blüht, schrumpft aber die Ausfuhrindustrie ein. Die Vertenerung der Textilproduktion zieht den katastrophalen Rückgang der Textilausfuhr nach sich. In früheren Jahren hatte die Textilindustrie den Hauptanteil am Ausfuhrüberschuß. Er betrug 1930 rund 70 Millionen Mark. In den ersten neun Monaten 1933 aber war die Textileinfuhr um 120, 1934 um 300 Millionen Mark größer als die Textilausfuhr. Was die Industrieunternehmer durch Nichtbezahlung der Einfuhr gewonnen haben, droht ihnen durch Rückgang der Ausfuhr verloren zu gehen. In dem Maße, wie die Aufrüstungsindustrie verdient, verelenden die Massen!
G. A. Frey.

PROBLEME DES SOZIALISMUS

Sozialdemokratische Schriftenreihe

herausgegeben zur Klärung der Meinungen über die Lage in Deutschland nach dem Siege des Faschismus. Neben authentischen Berichten aus dem Dritten Reich bringt sie programmatische Darstellungen über den Kampf gegen den Faschismus und für den Wiederaufbau Deutschlands auf demokratischer und sozialistischer Grundlage. Ihr Ziel ist, durch Diskussion in vollster Offenheit, die Sammlung aller antifaschistischen Kräfte und geistigen Strömungen herbeizuführen.

Nr. 2: Miles: „Neu Beginnen“

Nr. 3: Max Klingner: „Volk in Ketten“
Deutschlands Weg ins Chaos.

Nr. 4: Justinian: „Reichstagsbrand“
Wer ist verurteilt?

Nr. 5: „Oranienburg“

Erster authentischer Bericht eines aus dem Konzentrationslager Geflüchteten. Von Gerhart Seger-Dessau, M. d. R. Mit einem Geleitwort von Heinrich Mann.

Nr. 6: „Der Faschismus und die Intellektuellen“
Untergang des deutschen Geistes. — Von Landgerichtsdirektor * * *

Nr. 7: Georg Decker: „Revolte und Revolution“
Der Weg zur Freiheit.

Nr. 9: „Konzentrationslager“

Adolf Hitler: Deine Opfer klagen an!

Dieses Buch ist ein Appell an das Gewissen der Welt! Dokumentarische Berichte ehemaliger Gefangener aus den Konzentrationslagern Dachau, Königstein, Sonnenburg, Brandenburg, Colditz, Sachsenburg, Reichenbach, Papenburg, Lichtenburg, Moringen und Hohnstein, Mauthausen, deren Namen man im Dritten Reich nur flüsternd nennt, werden darin vorgelegt. Aus jeder Zeile dieser Berichte ruft die getretene Kreatur die Menschheit um Hilfe. Wenn die Welt noch ein Gewissen hat, dann muß es sich bei diesen Dokumenten melden. Jede einzelne der mitgeteilten Schandtaten ist nachprüfbar. Neben vielen Illustrationen enthält das Buch die Namen von mehr als 850 Angeschuldigten, SA- und SS-Leuten sowie Gefangener und Opfer in deutschen Konzentrationslagern.

Nr. 10: „Grenzen des Gewalt“

Aussichten und Wirkungen bewaffneter Erhebungen des Proletariats

In unserer Gegenwart spricht die Gewalt das erste und, wie es scheint, auch das letzte Wort. Sie triumphiert scheinbar so vollständig über Vernunft und Wissenschaft, Kultur und Sitte, daß bei vielen der Glauben an andere Mächte völlig schwindet, und ein wahrer Aberglaube an die Grenzenlosigkeit der Gewalt um sich greift. Diesem Aberglauben tritt der Verfasser mit dem ganzen Rüstzeug seines Wissens entgegen.

Nr. 11: Julius Deutsch: „Putsch oder Revolution?“

Randbemerkungen über Strategie und Taktik im Bürgerkrieg

Ausgehend von den Februarereignissen und vom blutigen Sieg des klerikalen Faschismus in Oesterreich stellt Julius Deutsch die gesamte Taktik und Tradition der europäischen Arbeiterbewegung zur Diskussion und zeigt auf, was den bewußt marxistischen Sozialisten vom blanquistischen Putschismus und ähnlichen Lehren trennt, die durch die direkte Aktion einzelner Gruppen oder einzelner Männer den Gang der Geschichte beeinflussen oder leiten zu können glauben.

Nr. 12: Historikus: „Der Faschismus als Massenbewegung“

Sein Aufstieg und seine Zersetzung

In vier Kapiteln von starker Anschaulichkeit gibt hier ein bekannter deutscher Hochschullehrer, der in seltener Art die Fähigkeit des wissenschaftlich geschulten Historikers und die Lebensnähe des Politikers in seinem Urteil zum Ausdruck bringt, eine Uebersicht über die faschistischen Bewegungen Europas. Er zeigt, wie der Faschismus in seinem hemmungslosen Machtwillen, mit Hilfe der tollsten Versprechungen, die Massen zunächst wohl an sich bringen konnte, aber zur Macht gelangt, nicht in der Lage ist, sie festzuhalten.

BESTELLUNGEN UND VERLAGSPROSPEKTE DURCH JEDE BUCHHANDLUNG ODER DIREKT DURCH DIE VERLAGSANSTALT „GRAPHIA“, KARLSBAD.

Spontaneität

Vor einigen Wochen ging durch die Presse auch des Auslandes die Meldung, daß in Leipzig eine empörte Volksmenge spontan und eindeutig gegen einen Seifenhamsterer vor dessen Hause demonstriert habe. Hinterher stellte sich heraus, daß der Hamsterer Besitzer mehrerer Häuser sei, für die er seit jeher die Reinigungsmittel im ganzen bezieht. Er hatte sich den Zorn der Nationalsozialisten deshalb zugezogen, weil er sich ihren Betteleien gegenüber nicht spendefreudig genug zeigte. Der vielfache Hausbesitzer des Hamsterers blieb unangestastet. Dafür wurden wegen etlichen Dutzend Kilogramm Seife Arbeiter, Angestellte und Arbeitslose als empörte Volksmenge akkommandiert und gegen die Seife der Beschlagnahme-Apparat in Bewegung gesetzt. Die „Spontaneität“ der Volksempörung wurde mit dadurch illustriert, daß die Demonstranten etwa ein halb Dutzend säuberlich gemalte Transparente mitführten.

Es fehlt aber nicht nur an spontaner Volksempörung, sondern auch an spontaner Begeisterung. Die Deutsche Arbeitsfront hat zwar erst kürzlich angeordnet, daß die Versammlungen usw. nicht mehr als Pflichtversammlungen bezeichnet werden dürfen. Die Unterführer waren immer mehr zu Pflichtveranstaltungen übergegangen, da anders die Zwangsmittel der Arbeitsfront nicht in die Versammlungen zu bringen waren. Trotz des neuerlichen Erlasses wird sich an dieser Übung nichts ändern. Die Unterführer werden weiter ohne Druck weder die Versammlungen zustande bringen, noch in den Besitz des in jedem Falle zu entrichtenden Eintrittsgeldes kommen.

Fr. Tölkcs Goldstrumpf

Die „Westfälische Landeszeitung“ hat in ihrem Kampf gegen die marxistische Korruption einen entscheidenden Schlag geführt. Sie bringt Photographien von 72 goldenen Zwanzigmarkstücken nebst einem daneben liegenden alten Strumpf. Besagter Strumpf nebst Inhalt soll bei einer 78jährigen Wohlfahrtsempfängerin namens Tölcke aufgefunden worden sein, die, laut „W. L.“ die Tochter eines sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten ist. „Wahrscheinlich“ fügt das westfälische Naziblatt hinzu, „waren dies sogar Diäten, die der alte Tölcke als Reichstagsabgeordneter vom deutschen Volke bezogen hat.“

Der alte Tölcke ist mindestens seit 40 Jahren tot. Als er Abgeordneter war, gab es noch keine Diäten! Die Abgeordneten mußten damals ihre Arbeit umsonst verrichten. Im Dritten Reich brauchen sie nichts zu tun und erhalten dafür jährlich 7200 Mark. Die „Westfälische Landeszeitung“ findet das ganz in Ordnung, aber den toten Tölcke, der nie einen Pfennig aus Reichsmitteln erhalten hat, nennt sie den „SPD-Bonzen Tölcke, den Mann mit dem Goldschatz.“

Neuer Vorwärts

Sozialdemokratisches Wochenblatt

Herausgeber: Ernst Sattler; verantwortlicher Redakteur: Wenzel Horn; Druck: „Graphia“; alle in Karlsbad; Zeitungstarif bew. m. P. D. Zl. 159.334/VII-1933.

Der „Neue Vorwärts“ kostet im Einzelverkauf innerhalb der CSR. Kó 1.40 (für ein Quartal bei freier Zustellung Kó 18.—). Preis der Einzelnummer im Ausland Kó 2.— (Kó 24.— für das Quartal) oder deren Gegenwert in der Landeswährung (die Bezugspreise für das Quartal stehen in Klammern): Argentinien Pes. 0.30 (3.00), Belgien Frs. 2.— (24.—), Bulgarien Lew 8.— (96.—), Danzig Guld. 0.30 (3.00), Deutschland Mk. 0.25 (3.—), Estland E. Kr. 0.22 (2.64), Finnland Fmk. 4.— (48.—), Frankreich Frs. 1.50 (18.—), Großbritannien d. 4.— (Sh. 4.—), Holland Gld. 0.15 (1.50), Italien Lir. 1.10 (13.20), Jugoslawien Din. 4.50 (54.—), Lettland Lat. 0.30 (3.60), Litauen Lit. 0.55 (6.60), Luxemburg B. Frs. 2.— (24.—), Norwegen Kr. 0.35 (4.20), Oesterreich Sch. 0.40 (4.80), Palästina P. Pf. 0.015 (0.216), Polen Zloty 0.50 (6.—), Portugal Esc. 2.— (24.—), Rumänien Lei 10.— (120.—), Saabgebiet F. Fr. 1.50 (18.—), Schweden Kr. 0.35 (4.20), Schweiz Frs. 0.30 (3.60), Spanien Pes. 0.70 (8.40), Ungarn Pengö 0.35 (4.20), USA. 0.08 (1.—).

Einzahlungen können auf folgende Postcheckkonten erfolgen: Tschechoslowakei: Zeitschrift „Neuer Vorwärts“ Karlsbad, Präf. 46.149. Oesterreich: „Neuer Vorwärts“ Karlsbad, Wien B-193.304. Polen: „Neuer Vorwärts“ Karlsbad, Warschau 190.163. Schweiz: „Neuer Vorwärts“ Karlsbad, Zürich Nr. VIII 14.697. Ungarn: Anglo-Cechoslovakische und Prager Creditbank, Filiale Karlsbad, Konto „Neuer Vorwärts“ Budapest Nr. 3029. Jugoslawien: Anglo-Cechoslovakische und Prager Creditbank, Filiale Belgrad, Konto „Neuer Vorwärts“ Beograd Nr. 51.005. Genaue Bezeichnung der Konten ist erforderlich.